



2. Kapitel.

Wie ist Heinrich Heine der typische Napoleon- dichter Deutschlands geworden?



Die vorausgehende allgemeinere Milieuschilderung allein gibt noch keine genügende Antwort auf die Frage, wie es gekommen ist, daß gerade ein Düsseldorfer Jude, der Abkömmling eines, wie man sagt, unkriegerischen Volkes, die Flagge des Soldatenkaisers hißte und sich von dessen Schatten während seiner ganzen Lebenstätigkeit begleiten ließ, so daß dieser Umgang dem sonst so wechselvollen Bilde der Heineschen Schriftstellerei einen seiner charakteristischen Züge verleiht.

Unser Dichter hat selbst eine Art Antwort auf jene Frage erteilt, da, wo er in den „Memoiren“ von seiner Geburtsstunde sagt: „Ort und Zeit sind auch wichtige Momente: ich bin geboren zu Ende des skeptischen achtzehnten Jahrhunderts und in einer Stadt, wo zur Zeit meiner Kindheit nicht bloß die Franzosen, sondern auch der französische Geist herrschte.“

Gerade alt genug, um Napoleon in seiner vollen Kaiserglorie zu sehen, aber doch zu jung, um sich wie reifere Zeitgenossen, namentlich solche, die noch die Revolution erlebt hatten, die Unmittelbarkeit seiner Eindrücke durch das zersezende Scheidewasser der Kritik zerstören zu lassen, kam Heine in die Welt wie ein verspäteter Zuschauer in den dritten oder vierten Akt eines Heldendramas. Er bewundert dessen prächtige Dekorationen, erstaunt über die Höhe der Situation, wird von dem Akteur und der Handlung geblendet, ist aber vor der Hand nicht in der Lage, empfindet auch gar kein Bedürfnis, sich über das Werk selbst, über den vielleicht in mancher Hinsicht fehlerhaften Aufbau Rechenschaft zu geben.

Zudem wird er durch das Schicksal in ein spezifisch napoleonisches Milieu geworfen, das die Elemente des bisher geschilderten allgemeinen sozusagen in verdichteter Form und noch manche andere dazu enthielt. Die Erinnerungsbilder der frühesten Kinderjahre, die stärksten und nachhaltigsten für das spätere Leben, sind unzertrennlich mit dem Bilde des Imperators verknüpft. Da ist der Vater Samsen Heine, ein schöner, vornehmer Mann, der alles Militärische, mit Einschluß der unvermeidlichen Pferde und Uniformen, leidenschaftlich anbetet, ein glühender Verehrer des Kaisers. Samsen Heine war eine degenerative Natur¹⁴²⁾, und das Bild, das der Dichter in den „Memoiren“ von ihm entwirft, ist offenbar stark geschmeichelt. Aber dieser Umstand zeigt eben die große Liebe des Sohnes zu dem schwärmerisch verehrten Vater, dessen Meinungen wenigstens in gewisser Zeit und in gewissen Dingen für den Knaben Norm gewesen sein werden¹⁴³⁾. Und Mutter Betty oder Peira oder Peierche van Geldern? Sie soll eine gute deutsche Patriotin gewesen sein, und man hat sogar Beweise dafür. Aber der deutsche Patriotismus zur Zeit nach dem Lunéville Frieden war im Vergleich zu dem, was man heute darunter versteht, recht weitherzig und der Geist der klugen Peira, im Gegensatz zu der weichen und schwachen Natur ihres Gatten, mit willensstarker Festigkeit auf die praktischen Seiten des Lebens gerichtet. Auch diese verwiesen auf den gewaltigen Mann, der am Morgen des Jahrhunderts mit einer beispiellosen Sicherheit die Geschicke der Völker lenkte. Es steht fest, daß Frau Peira, obendrein noch eine Jugendfreundin der Marschallin Soult, für ihren Sohn Harry einen hohen Posten im diplomatischen oder militärischen Dienste des Weltherrschers erträumte.

Auch der Unterricht auf dem Lyceum in Düsseldorf lieferte der in der Seele des frühreifen und für alles Große empfänglichen Knaben schon vorhandenen Begeisterung für den Helden neue Zufuhr. Namentlich muß einer seiner Lehrer ein eifriger Bewunderer des Kaisers gewesen sein, wie aus einer Stelle im X. Kapitel der „Reise von München nach Genua“¹⁴⁴⁾ hervorgeht. Es war gerade die erste Kunde von der Leipziger Schlacht nach Düsseldorf gedrungen, als der alte Lehrer das horazische:

O navis referent in mare te novi
Fluctus?

seinen Schülern erklärte. Die Betrachtungen, die er daran knüpfte, — u. a. der Vergleich der Verbündeten mit den Thebanern, die endlich auch einmal über die unbefiegbaren Spartaner eine Schlacht

bei Leuktra hatten gewinnen können und dann damit wie die Knaben prahlten, die sich vor Freude nicht zu halten wissen, wenn sie einmal ihren Schulmeister ausgeprügelt haben — sie lassen darauf schließen, daß der alte Mann zu jener Klasse feuriger Napoleonenthusiasten gehörte, deren letzte Mitglieder noch lange nach 1870 in den Rheinlanden zu finden waren.

So wird man es, obwohl vielleicht nicht wörtlich, so doch dem Geiste nach als mit der Wahrheit übereinstimmend ansehen dürfen, wenn Heine bei dem bekannten Abenteuer mit einem andern seiner Lehrer, dem Abbé Daunoi, der ihn ein Stück der *Messjade* in französische Alexandriner übertragen lassen wollte, mit komischem Pathos ausruft: „Ich hätte für Frankreich sterben können, aber französische Verse machen — nimmermehr!“¹⁴⁵).

Im allgemeinen tut man ja freilich gut daran, den Anekdoten, die Mit- und Nachwelt, namentlich die sogenannten Jugendfreunde, den Kindertagen eines später berühmt gewordenen Mannes anzuhängen pflegen, keinen allzu hohen Wert beizumessen. So mag auch jene andere Geschichte zweifelhaften Ursprungs sein, die an einer Stelle steht, wo man kaum etwas von Heine zu hören erwartet. In dem umfangreichen Werke der Marquise de Blocqueville über ihren Vater, den Marschall Davout, findet sich eine den deutschen Biographen des Dichters anscheinend unbekannt gebliebene Äußerung von Samson Heine über die Lebenswürdigkeit dieses Marschalls, der sich auf dem Durchmarsch durch Düsseldorf (1814), von der Anmut des jungen Harry angezogen, mit diesem leutselig auf der Straße unterhalten haben soll¹⁴⁶). Wenn die Nachricht auf Wahrheit beruht, würde auch dieses an sich unbedeutende Ereignis gewiß beigetragen haben, die schon bestehende Vorliebe des Vaters und des Sohnes für die Franzosen und ihren Kaiser zu erhöhen.

Wichtiger ist, daß diese in der Angehörigkeit beider zum Judentum eine starke Wurzel hatte. Eine Sache von tiefgreifender Bedeutung, bei der wir einige Zeit zu verweilen haben werden. Ich rede natürlich einstweilen nur von Heines Jugend und von Gefühlen, die der Dichter ererbt, nicht von Überzeugungen, welche er späterer schmerzlicher Lebenserfahrung zu verdanken hatte.

Heines Vater sah und mußte mit der damaligen Judenschaft in den Franzosen und ihrem Kaiser die Befreier von jahrhundertlangem Joch sehen. Die traurige Lage und entwürdigende Behandlung der Juden in der vorrevolutionären Zeit ist allzu bekannt, um hier nochmals beleuchtet zu werden. Einige Milderungen hatte in Frankreich

schon Ludwig XVI. verfügt; in Österreich war unter dem josephinischen Regiment ein kurzer Freiheitsommer über Judäa hereingebrochen, in Preußen, wo selbst der Fürst, der jeden nach seiner Façon selig werden lassen wollte, sich den Bekennern des mosaischen Glaubens recht abgeneigt zeigte, war die berühmte Schutzschrift von Dohm¹⁴⁷⁾ wenigstens den Aufgeklärten eine Art Kanon für ihr Verhalten gegenüber dem Judentum geworden. Aber von einer völligen Emanzipation des geknechteten Volkes waren alle Staaten des ancien régime gleich weit entfernt, bis aus Mirabeaus Munde die Donnerstimme des Weltgerichts gegen dynastische, prinzliche und ständische Frevel erklang und vor ihrem Posaunenschall die Tore der finstern Ghettos aufsprangen.

Es war also schon die Revolution gewesen, nicht eigentlich erst Napoleon, der den Juden die Freiheit gab. Aber auch in dieser Hinsicht heimste der Korse, der große Exekutor der Revolution, deren Früchte ein. Wie man ihn wegen der Durchführung des Prinzips der Gleichheit verehrte und lobte, wegen der Konfiskation, des scharfen Prohibitivsystems und der Gründung des Rheinbundes ebenso ungemessen tadelte und haßte, lauter Dinge, die er für seine Person gar nicht erfunden, sondern von früheren französischen Regierungen, Konvent und Direktorium, manche sogar vom absoluten Königtum Ludwigs XIV. ererbt und übernommen hatte, so ward er auch als Befreier der Juden gepriesen, obwohl verschiedene seiner späteren Maßnahmen eher gegen das Judentum gerichtet als zu dessen Gunsten getroffen waren.

Auch den in den deutschen Rheinlanden wohnenden Israeliten, wenigstens den linksrheinischen, war schon durch die Revolution das langersehnte Geschenk der Freiheit in den Schoß geschüttet worden. Die in das Land gekommenen Franzosen hatten vor allem den Leibzoll abgeschafft, diese erniedrigendste aller Abgaben, die, wie der charaktertüchtige schwäbische Politiker Friedrich Pahl damals sagte, lediglich zum Beweise dafür angeordnet zu sein schien, „daß man die Juden nicht als Personen, sondern als eine Art von Ware betrachte, wie zum Beispiel ein Paar Stiere“¹⁴⁸⁾.

Während im Innern Deutschlands wesentlich noch alles beim Alten blieb und beispielsweise in Berlin gerade in dem ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts auch aus schriftstellerischen Kreisen — es mag genügen, die Namen eines Grattenauer und Buchholz zu nennen — viele feindselige Stimmen gegen das Judentum laut wurden, hatte Napoleons auf das rechte Rheinufer hinübergreifende

Macht in dem zuerst seinem Schwager Murat übergebenen, dann von dem Kaiser selbst in Verwaltung genommenen Großherzogtum Berg die Befreiung der Juden vom alten Joch vollzogen. Die Hauptstadt dieses napoleonischen Eintagsstaates aber war Düsseldorf, Heines Geburtsort, den der Dichter so sehr liebte und an den er auch in späteren Jahren nicht denken konnte, ohne das Gefühl zu haben, er müsse „gleich nach Hause gehen“. Für die Düsseldorfer Juden war mithin Napoleon, der auch in dem Großherzogtum 1808 die Leibeigenschaft aufhob, 1809 die Beseitigung sämtlicher Lehen verfügte und drei Jahre später die fortgeschrittene französische Justizverfassung einführte, der Erlöser aus drückender Knechtschaft.

Auch die übrige Bevölkerung Düsseldorfs hatte manchen Grund, mit dem neuen Regiment zufrieden zu sein. Der kaiserliche Schwager Murat war ein wohlwollender Regent gewesen, der sich namentlich durch Hebung von Handel und Verkehr, dem auch die engere Verbindung mit Frankreich zugute kam, mancherlei Verdienste um das Ländchen erworben hatte, wenn auch die drückenden Zollschranken und die Aushebung, die zahlreiche Söhne des rheinischen Landes zu einem martervollen Tode unter den heißen Himmel Spaniens rief, große Unzufriedenheit erzeugten.

Überhaupt lernten die Rheinländer nach dem Wirrwarr der Kleinstaaterei und dem faulen Schlendrian der geistlichen und weltlichen Duodezfürstentümer unter der kaiserlichen Herrschaft zum erstenmal den Segen einer modernen, von weiten Gesichtspunkten geleiteten Administration kennen. Wie die napoleonischen Präfekten, Lezan-Marnesia in Koblenz, Jean Bon St. André im Departement des Donnersberges, zu den ausgezeichnetsten Verwaltungsbeamten gehörten, die diese Landschaften je regiert haben, so auch Beugnot, der nach Murats Abgang von dem Kaiser bestellte Kommissar des Großherzogtums Berg. Mit Recht kann der französische Professor Ducros in seinem schönen Buche über Heine auf das Wirken dieser Franzosen im fremden Lande stolz sein¹⁴⁹). Auch Heine hat dem Fleiß und Charakter des Grafen Beugnot an zwei Stellen seiner Werke ein Denkmal gesetzt, als junger Mann in den „Briefen aus Berlin“, dann viel später, zu einer Zeit, wo er über manches weit kälter und nüchterner dachte, in der „Lutetia“¹⁵⁰).

Immerhin waren das Momente, die, wenn sie auch eine vorwiegend günstige Meinung für den Imperator im Heineschen Hause hervorrufen mußten, damals mehr auf die älteren Hausgenossen gewirkt haben mögen als auf den Knaben Harry. Natürlich konnte

ein mittelbarer Einfluß auf diesen nicht ausbleiben, wenn er aus dem Munde des geliebten Vaters, der den Kaiser auch nach dessen Sturze zurückwünschte, den großen Mann in einem Tone preisen hörte, als sei der von dem lange Jahrhunderte unterdrückten Volke der Juden erwartete Messias erschienen. Wir besitzen freilich keine direkten Zeugnisse, um uns die Gespräche in der Bolkerstraße zu Düsseldorf, wo Heines Geburtshaus stand, im einzelnen zu vergegenwärtigen. Zum Vergleich a contrario könnten Stimmungen des Immermannschen Hauses in Magdeburg dienen. Der Vater Kriegsrat, ein strammer Altpreuße, „frißisch-gesinnt“, hielt die Preußen für infallibel und verachtete den Korsen, dessen Partei nur eine sonderbare alte Tante hochhielt, deren Aktien freilich nach Jena wunderschnell stiegen. Auch der Sohn wurde natürlich ein Napoleonhasser, der bald vor Begierde brannte, seine Büchse gegen den Usurpator zu laden¹⁵¹).

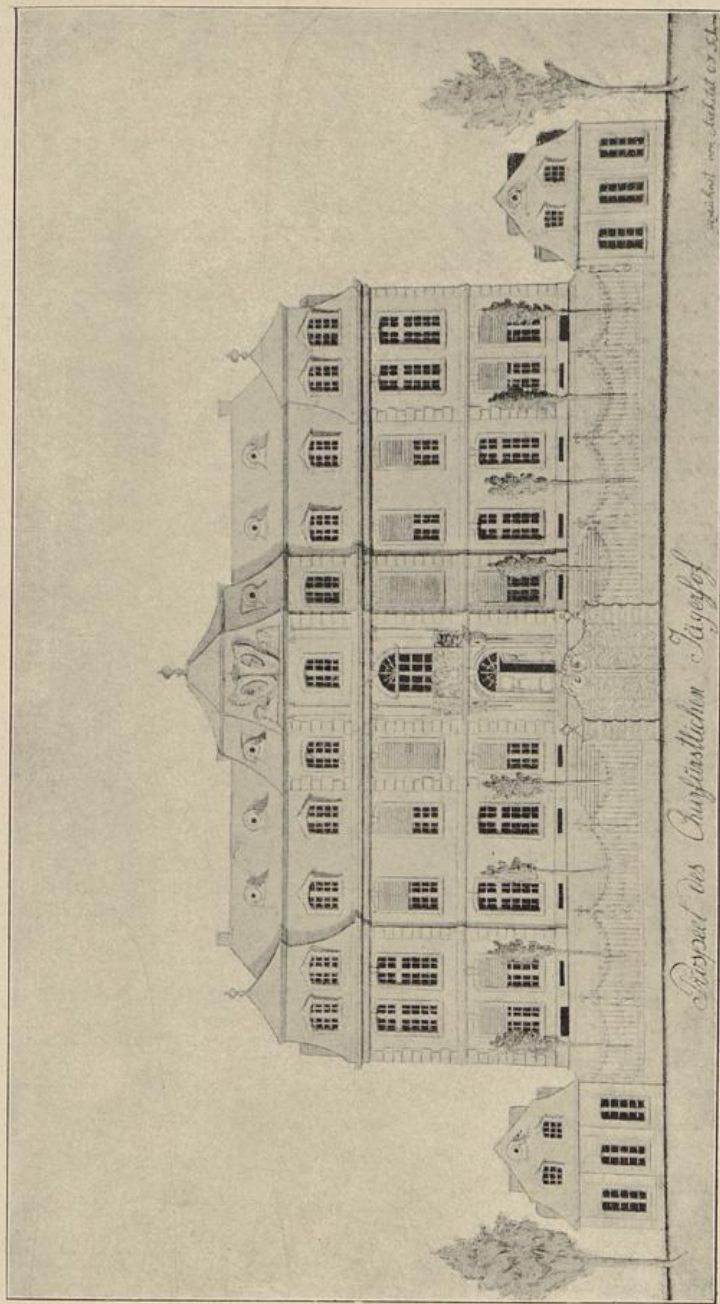
Umgekehrt Heine, der nach dem Gesagten von vornherein mit ganz anderen Sympathieen ins Leben trat. Und doch genügt das alles noch immer nicht, um die grenzenlose Begeisterung zu erklären, die den jungen Schriftsteller für den vergötterten, den geradezu vergöttlichten Helden beseelte, eine Begeisterung, die dann später nach manchen Schwankungen auch den kranken Dichter in der Matrazengruft noch einmal mit Macht ergreift, so daß er wie einer der sterbenden Helden des Schlachtfeldes mit einem Vive l'Empereur! auf den Lippen aus der Welt scheidet.

Von schwerwiegender Bedeutung ist der Umstand, daß der Knabe Harn, nachdem er eben die eigentlichen Kinderschuhe ausgetreten hatte, den Kaiser von Angesicht zu Angesicht gesehen hat: „Nie schwindet dieses Bild aus meinem Gedächtnisse. Ich sehe ihn immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinablickend auf die vorbeidefilierende Gardes — er schickte sie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf, so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz —

Te Caesar, morituri salutant¹⁵²!“

Alles in diesen Worten bis auf das falsch wiedergegebene lateinische Citat atmet einen wahren Sturm der Begeisterung. Und diese war um so echter, als sie von der Flutwelle der allgemeinen Volksstimmung getragen wurde.

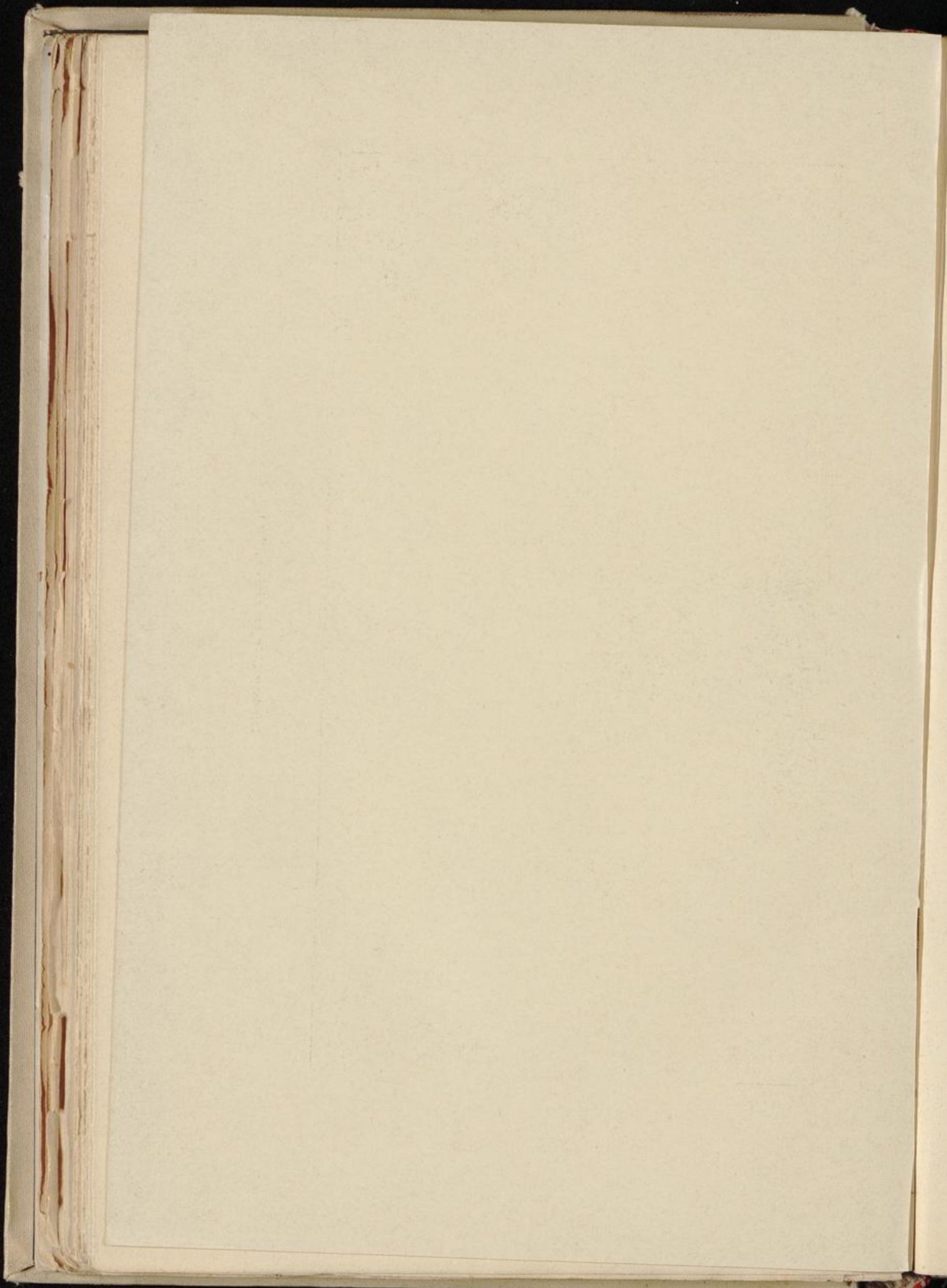
Napoleons Reisen durch die Rheinlande — er hat deren zwei gemacht, die eine 1804, die andere, während deren ihn Heine sah,



Der alte Jägerhof zu Düsseldorf.
Napoleons Abtheilungsquartier im Jahre 1811.

Der alte Jägerhof zu Düsseldorf

Gezeichnet von Schinkel 1811



im Jahre 1811¹⁵³⁾ — waren nicht lediglich Prunk- und Huldigungsreisen, wie sie Fürsten wohl machen, um sich anstaunen und bewundern zu lassen. Dafür allein hätte der unermülich tätige Mann keine Zeit gehabt. Er ließ die Arbeit auch auf der Reise nicht ruhen, und diese selbst wurde für ihn zu gewinnbringender Tätigkeit. Überall sah er nach dem Rechten, half Übelständen ab und setzte durch seine Sachkenntnis die Menschen in Staunen. Schon auf der ersten großen Rundfahrt, die den neuen Kaiser über Aachen, Köln, Bonn, Koblenz, Bingen nach Mainz führte, hatte er eine Menge Verbesserungen angeordnet, die ihm die Sympathieen der Bevölkerung erwarben. In Aachen hatte er ungetreue oder allzu harte Beamte abgesetzt, Köln zum Freihafen erklärt und der Stadt aus alten Klöstern ein Geschenk für Kranken- und Waisenhäuser gemacht, den durch Überschwemmung geschädigten Aarbewohnern hatte er mit Geldunterstützungen geholfen, den Insassen des aufgehobenen Frauenklosters auf der lieblichen Insel Nonnenwerth die lebenslängliche Nutznießung ihrer Gebäude zugesichert, der Stadt Koblenz das Bureau des Rheinschiffahrtsoktroi, und mehrere der Domäne gehörige Besitzungen bewilligt¹⁵⁴⁾. Auch Mainz erhielt wesentliche Vergünstigungen, und mit Recht konnten dortige Blätter über die Kaiserfahrt schreiben: „Sie war keine Lust- oder eitle Prachtreise, sie hatte nicht einen besondern Zweck allein; sie stand mit tausend verschiedenen Angelegenheiten in Verbindung, die nur das Genie eines großen Fürsten auf einmal zu umfassen imstande war“¹⁵⁵⁾.

Diese rastlose und für die bereißen Landschaften segensreiche Tätigkeit wiederholte sich auf der zweiten Rundfahrt, die der Kaiser aus Holland in die Rheinlande unternahm und die ihn in einem kleineren Bogen über Düsseldorf, Köln, Bonn und Lüttich nach Frankreich zurückführte¹⁵⁶⁾. Napoleons Anwesenheit war auch für des Dichters geliebte Heimat eine segensreiche. Der Kaiser hatte die schöne Stadt zum Sitz eines Bischofs und eines Kapitels ausersehen, was ihre Bedeutung in der katholischen Bevölkerung der Umgegend wesentlich gehoben haben würde; überdies beabsichtigte er, aus ihr eine Universitätsstadt zu machen, so warm auch die letzten Professoren des benachbarten Duisburg für eine Neubildung ihrer in den letzten Sügen liegenden Hochschule eintraten. Auch für eine Ausstellung der Erzeugnisse des bergischen Gewerbefleißes hatte der Kaiser ein gnädiges Auge, wenngleich die daran geknüpften Hoffnungen der Industriellen auf den Wegfall oder die Erleichterung der Zollschranken im wesentlichen nicht in Erfüllung gingen. Eine für Düsseldorf besonders kost-

bare Frucht aber erwuchs der Stadt aus der Anwesenheit des mächtigen Herrschers durch das Verschönerungsdekret vom 17. Dezember 1811, das die alten Festungswälle der bergischen Hauptstadt in herrliche, baumbeschattete Spaziergänge umwandelte¹⁵⁷⁾.

So wurde von den Düsseldorfern mehr noch der Schöpfer von Friedenswerken als der Heros gefeiert. Nicht als Kriegsgott sei Napoleon an die Ufer der Düffel gekommen, sondern als mildherrschender Jupiter, sagte der „Westfälische Moniteur“ geschmackvoll. Auch in einer unmittelbar nach jenen Festtagen gedichteten Elegie, die sich in demselben Kreise mythologischer Vorstellungen bewegt wie der Moniteur des biedern Westfalenlandes, heißt es, nach einem Preise der Taten des österreichischen Feldzugs:

Darum irrest du, nur in der Schlachten keckem Getümmel,
Nur in des Kampfes Gewühl, fühle der Held seine Kraft:
Auch auf Fluren des Friedens ergrünet der krönende Lorbeer,
Herrlicher zielt er die Stirn, wenn von der Palme umstrahlt,
Liebliche Botin des Friedens, er unverwelklich erblühend,
Gleich wie das magische Reis, heilige Kräfte bewahrt¹⁵⁸⁾.

Doch mag das nicht allgemeine Auffassung gewesen sein. Wie sich jeder das Bild seines Gottes und seiner Geliebten nach eigenem Geschmack zurechtmacht, so stand es auch jedem frei, sich seinen Napoleon im Herzensschrein zu malen, wie er wollte. Den Knaben Harry blendete die Imperatorengestalt, die ein paar Jahre früher auch auf Heines späteren Freund August Lewald in Königsberg einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Ich glaube, hier an dem Ausgangspunkte des eigentlich poetischen Interesses unseres jungen Dichters für seinen Helden gelangt zu sein. Hier fand die generatio aequivoca statt, hier ist die erste Zelle entstanden. Wie schon im gewöhnlichen, im Geschäfts- und Gesellschaftsleben persönliche Begegnung höher bewertet zu werden pflegt als jahrelanger Briefverkehr, so mußte auf die Phantasie des Poeten der „imperiale Märchentraum“, wie er ihn später genannt hat, um so berauschtender wirken, als er einst selber „mit hochbegnadigten eignen Augen“ den Oberon des kurzlebigen Seenreichs an sich hatte vorüberschreiten sehen.

Die ungeheure Macht der Persönlichkeit des Übermenschen ist bekannt genug, um hier nur mit wenigen Worten angedeutet zu werden. Schon den jungen Helden von Lodi hatte die Mitwelt mit fassungslosem Staunen betrachtet. Ich habe schon an anderem Orte berichtet, wie 1797 bei seiner Reise aus Italien nach Raftatt selbst

die Söhne und Töchter der freien Schweizerberge, die der großen Schwesterrepublik mit sehr getheilten Gefühlen gegenüberstanden, vor die niederen Türen ihrer Schindelhäuser eilten, um den unter Glockenklang durch die Dörfer ziehenden Besieger Österreichs zu begrüßen¹⁵⁹).

Es wird schwerer wiegen, wenn man hört, daß er zu Rastatt selbst in nicht geringerem Grade den alten Perücken der winkelzügigen Diplomatie des achtzehnten Jahrhunderts imponierte¹⁶⁰). In Paris angekommen, erregte er einen so rauschenden Beifallssturm unter dem Volke, daß die Direktoren von Furcht und Zittern befallen wurden und bei seinem Auszug ins Ägypterland die Mär entstehen konnte, die Regierung habe den gefährlichen Mann dorthin abgeschoben, um ihn mit guter Manier aus ihrer Nähe loszuwerden. Auch die eifernde Frau v. Staël gibt das Außerordentliche der Erscheinung zu¹⁶¹). Nicht einmal die lethargischen Moslin im Divan zu Kairo vermögen sich eines tiefen Eindrucks zu erwehren, und noch heute soll im Wüstenzelt der Beduine den Märchenerzählungen von dem jungen Frankensultan lauschen. Seine Rückkehr aus dem Pharaonenland aber ward ein Triumph, dem sich aus der ganzen neueren Geschichte nur der Empfang desselben Mannes nach dem Verlassen der Insel Elba an die Seite stellen läßt.

Auch die Spitzen der europäischen Bildung ließen sich von ihm bezaubern. Nach dem Staatsstreich eilen Männer mit klangvollen Namen, Humboldt, Vincke, Campe, Reichardt, nach der damaligen Welthauptstadt Paris, um das Mirakel mit eigenen Augen zu schauen¹⁶²). „Als ich nach Paris kam, war ich äußerst begierig, den gefeierten Helden des Jahrhunderts zu sehen,“ sagt ein Kozebue. Leute von hoher Bildung, Seume, der Berliner Julius v. Voß, der Hamburger Domherr Meyer, der schweizerische Dichter Ulrich Hegner, lassen sich stundenlang unter dem Pöbel auf dem Carrouselplatz umherstoßen, um einen gleichgültigen Blick von dem seine Gardien inspizierenden General zu erhaschen¹⁶³). Sorgfältig aber trug der Knabe Schopenhauer, der mit seiner Mutter nach Paris gekommen war, in sein Tagebuch ein, wann und wie oft er im Theater oder auf dem Schloßplatze den Konsul gesehen hatte¹⁶⁴).

Zur Kaiserzeit ist das noch gewachsen. Wie das hinreißend Liebenswürdige seines Wesens, sobald es dem Löwen zu lächeln beliebte, Männer von der höchsten Gesittung und Lebensstellung zu fesseln wußte, hat man an dem russischen Alexander, an Goethe, vor allem an Johannes von Müller gesehen, der mit seiner ganzen Vergangenheit brach, um wie der Jüngling im Evangelium dem Meister

zu folgen. Die Soldaten, die er am Ohrläppchen gezupft, ließen sich für ihn totschlagen. Aber auch, wer ihn nur um die Ecke hatte reiten sehen, glaubte, etwas Merkwürdiges erlebt zu haben, woran er ein Leben lang zu zehren hätte und was ihn wiederum seinen Mitmenschen interessant machte. „Leben nicht Menschen manchmal von einem einzigen Faktum“? sagt Guzkow¹⁶⁵). „Diese haben einmal Napoleon I. gesehen, jene haben auf einem Stuhle gefessen, der zu Luthers Hausrat gehörte.“ Während der Entrevue zu Erfurt lernt Spohr, damals schon ein gefeierter Komponist, mit verzweifelter Anstrengung in wenigen Stunden das Horn blasen, um vom Orchester aus Napoleon im Theater sehen zu können. Noch als neunzigjährige Greisin hob Ulrike von Levezow im Gespräch mit einem französischen Besucher, der sie über ihre Beziehungen zu Goethe ausfragte, hervor, daß sie in ihrer Jugend auch Napoleon begegnet sei. Dasselbe tat im Jahre 1892 der Jenaer Orientalist Gustav Stöckel¹⁶⁶) in einer Begrüßungsrede an den Fürsten Bismarck.

Mit noch ganz andern Augen mußte ein mit glühender Einbildungskraft begabter Dichterknabe den Mann sehen, dessen Ruhm er so oft aus geliebttem Munde hatte preisen hören und der sich in seiner Gegenwart das Unglaubliche herausnahm: mit souveräner Verachtung aller herzoglich-jülich-kleve-bergischen und kurfürstlich-pfälzischen Polizeivorschriften mitten durch die Allee zu reiten! Übrigens ist Heine hierbei nicht einmal aus seinem Milieu herausgetreten. Denn neben den Veteranen sind vor allem die alten lycéens, die Schüler der ehemaligen kaiserlichen Gymnasien, in den Rheinlanden bis an den späten Lebensabend die Prediger des napoleonischen Ruhmes gewesen. Noch vor fünfzehn, zwanzig Jahren konnte man hin und wieder fossile Exemplare dieser Gattung beim Moselwein hinter den Stammischen sehen¹⁶⁷).

Wenn bei geistig weniger bedeutenden Personen die Begegnung mit dem Helden des Jahrhunderts das Hauptereignis, bei unzähligen einfachen Menschenkindern überhaupt das Ereignis ihres Lebens war, so ist auch für Heine die Scene in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf, zwischen deren Baumreihen er den Kaiser hatte einherreiten sehen, eines der am tiefsten eingepägten Erinnerungsbilder gewesen, das wie die Scharfrichtertochter Josepha in seiner Dichtung, freilich mehr der in Prosa als der in Reimen geschriebenen, oftmals wiederkehrt, allerdings in vielfachen Variationen, wie sie die unaufhörlichen Stimmungswechsel in diesem klassischen Vertreter des Impressionismus hervorriefen.

In den nächstfolgenden Jahren wird nun freilich mit dem Sturze des Helden das Kaiserbild in der Seele des Knaben für eine Weile zurückgedrängt. Ja, es ist eine aktenmäßig beglaubigte Tatsache, daß der junge Heine eine Zeitlang im Fahrwasser der Leute geschwommen ist, die von dem „korsikanischen Taugenichts“ so ganz und gar nichts wissen wollten, der „Altdeutschen“, derselben Leute, denen der etwas ältere Heine mutwillig wie keiner die Schellenkappe über die Ohren zog. In einem Alter, wo namentlich bei biegsamen und weniger selbständigen Naturen das Milieu alles, der Mensch selber sehr wenig ist, war das kein Wunder. Wollte er doch auch 1815 gegen Napoleon ins Feld ziehen! Sämtliche Knaben seiner Schulklasse wollten daselbe. Man hat das mit allen möglichen Gründen zu erklären versucht, z. B. mit dem Bestreben der rheinischen Bevölkerung, sich durch Entfaltung eines deutschen Patriotismus der neuen Regierung willfährig zu erzeigen. Ich sehe darin wenig mehr als Modesache, etwa wie heute jeder dritte Gymnasialabiturient Marineoffizier werden will. Daß Heine im Jahre der Schlacht bei Waterloo ein patriotisches Gedicht „Deutschland“¹⁶⁸⁾ in der spezifischen Tonart des Jahnschen Teutonentums verfertigte, gehört meines Erachtens in dasselbe Kapitel. Freilich ist an manchen Stellen der Ausdruck recht stark, und die Verse:

Kam aus fernem Frankenlande
Einst die Hölle schlau, gewandt,
Brachte Schmach und schöne Schande
In dem frommen, deutschen Land

lassen sich allenfalls auf Napoleon selbst beziehen. Aber was beweist das, ich will nicht einmal sagen, bei einem Impressionisten, sondern bei einem sechzehn- oder vielleicht achtzehnjährigen Menschen? Höchstens, daß dieser sich auch einmal, noch dazu ziemlich ungeschickt, in dem fast mit der Sicherheit mathematischer Formeln feststehenden Schematismus der patriotisch altdeutschen Poeterei versucht hat!

Eine etwas andere Färbung hat ein zweites, wahrscheinlich 1819 in Bonn entstandenes Gedicht:

Sohn der Torheit! träume immer¹⁶⁹⁾,

das gleichfalls als Beleg für eine deutschtümelnde Richtung des jungen Heine angesehen zu werden pflegt. Auch dieses Gedicht trägt noch, wenn auch in geringerem Grade als das zuerst genannte, den formelhaften Charakter jenes Teutonismus, aber in dem fortgeschritteneren

Stadium der Ernüchterung, die schon wenige Jahre nach der Leipziger Schlacht unter dessen Anhängern eine recht allgemeine geworden war:

Narren hör' ich jene schelten,
Die dem Feind in wilder Schlacht
Kühn die Brust entgegenstellten,
Opfernd selbst sich dargebracht.

O der Schande! Jene darben,
Die das Vaterland befreit;
Ihrer Wunden heil'ge Narben,
Deckt ein grobes Bettlerkleid!

Das entsprach leider der Wirklichkeit, und noch weit schlimmere Vorwürfe hat der österreichische Patriot Grillparzer den Regenten der Reaktionszeit in den bitteren Fragen entgegengeschleudert:

Denn seit du fort, fließt nun nicht mehr das Blut,
In dem vor dir schon alle Felder rannen?
Ward Lohn den gegen dich vereinten Mannen?
Ist heilig das von dir bedrohte Gut?
Die Tyrannei entfernt mit dem Tyrannen?
Ist auf der freien Erde, seit du fort,
Nun wieder frei: Gedanke, Meinung, Wort¹⁷⁰⁾?

Wenn solche Erwägungen einen schon gereiften Mann wie Grillparzer mit Napoleons Andenken versöhnten, wenn der kernfeste Immermann dessen Schatten mit den Worten anredet:

Es sei ein Unglück, sagen sie, daß du
Gefallen seist, sie wünschen dich zurück¹⁷¹⁾,

so scheint mir der Stimmungswandel Heines in diesem Punkte keiner weiteren Erklärung zu bedürfen. Gewiß, nebeneinander gehalten, nehmen sich die Tatsachen seltsam aus, daß Heine, der noch vor nicht allzu langer Zeit für den „homerisch göttlichen herrlichen Blücher“ geschwärmt hat¹⁷²⁾, im Jahre 1819 dem Unglück der großen Armee das hohe Lied der „Grenadiere“ singen, dann wieder ein paar Monate später auf dem Kreuzberg bei Bonn das Oktoberfeuer zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht anzünden helfen und sich von einer ähnlichen patriotischen Fete auf dem Drachensfels einen Schnupfen mit nach Hause bringen konnte. Aber wenn man sich in dieser Beziehung schon bei dem älter gewordenen Stimmungsmenschen Heine über nichts wundern darf, so gewiß noch weniger, als er in einem Alter stand, wo auch der „Normalmensch“ je nach den momentanen Einflüssen des Verkehrs und der Umgebung seine Ansichten und Gefühle

im Laufe von wenigen Monaten oft wesentlich ändert. Die Vorliebe des Dichterjünglings für die Helden der Befreiungskriege ging übrigens nicht über seine burschenschaftliche Zeit hinaus, und den altdeutschen Rock, der ihn so ganz und gar nicht kleidete, hat er recht bald bei Seite geworfen.

Er tat es, noch ehe das niemals salonsfähige Kleidungsstück unmodern wurde, und er hatte Grund genug dazu.

Denn dieselbe Partei, deren Mitgliedern „Franzose“ und „Halunken“ identische Begriffe waren¹⁷³⁾ und die über den Wutausbrüchen gegen gallische „Unzucht“ und dem Pochen auf die eigene Sittenstrenge die gesunde fröhliche Sinnlichkeit des Germanentums zu vergessen schienen, verbanden mit dem leidenschaftlichen Haß gegen die „Welschen“ eine ebenso lebhaft abneigende gegen die Juden. Warum? ist leicht zu sagen. Weil sie unterschiedslos in den Juden Freunde des verhaßten Frankenvolkes sahen, wie das eine Flugschrift jener Zeit, von der sich noch ein Exemplar in die Räume der Mainzer Stadtbibliothek gerettet hat, deutlich ausspricht¹⁷⁴⁾. Daß viele Israeliten — der Kreis der edlen Rahel z. B. — mit großer Opferwilligkeit ihre Person und Habe in den Dienst der vaterländischen Sache gestellt hatten, wurde dabei übersehen. Wir wissen andererseits, daß die westdeutschen Juden auch wahrlich keinen Grund hatten, ihren französischen Befreier gram zu sein; auch ist ja nicht zu leugnen, daß sie, wie Börne irgendwo hübsch auseinandergesetzt hat, als Kaufleute die einzigen gewesen waren, denen aus den schweren Kriegszeitern mancher Vorteil erwuchs, während andere nur verloren. Zu diesem Klassenhaß kam dann die alte Abneigung gegen die Rasse; denn den blauäugigen und blondhaarigen Kindern Teutonias war wie den heutigen Schwärmern für ein „reines Deutschtum“ der „Hebräer“ physisch widerlich, oder man redete sich das gegenseitig so lange vor, bis es geglaubt wurde.

So lag der Zündstoff zu neuen Judenverfolgungen bereit, und wenn diese auch nicht mehr wie zu den Zeiten des düsteren Mittelalters mit Folter und Scheiterhaufen ins Werk gesetzt wurden, so sollte es doch an Mißhandlungen nicht fehlen, und die wüsten Hepphepprufe in Heidelberg und Würzburg und eine häßliche Judenliteratur gaben Zeugnis davon, daß die Tage der „Aufklärung“ vorüber und die Zeit der Romantik mit „altdeutschen“ Grillen und Vorstellungen nicht ausschließlich in der Theorie spielte. Universitätsprofessoren wie Fries und Rühls, von denen der erstere ein achtbarer, wenn auch nicht immer ganz klarer philosophischer Denker der Jaco-

bischen Richtung war, schrieben vom Standpunkte des bornierten altdeutschen Demokratismus gegen die Juden¹⁷⁵), während ein Börne bündig bewies, daß die beiden von den Reaktionsregierungen in der schönödesten Weise um ihre Freiheit betrogenen Klassen der Demokraten und Israeliten viel richtiger hätten zusammenhalten sollen. Vollends Rühls, der in Heines Schriften öfter hineinspielt und von diesem stets mit Ironie behandelt wird¹⁷⁶), war einer jener vielschreibenden Kathedergelehrten, deren Bücher leider schon zu Lebzeiten ihrer Verfasser größtenteils Makulatur werden und die in der bitteren Erkenntnis dieses gewiß bedauerlichen Schicksals gern die Gelegenheit ergreifen, auch in der Politik ein bisschen mitzuspielen, um von sich reden zu machen.

Ließen sich Männer wie die Genannten immerhin noch von idealen Gesichtspunkten leiten, so waren in den „freien“ Reichsstädten Hamburg und Frankfurt Philistertum und kaufmännischer Konkurrenzneid geschäftig, um den Juden, deren Ghettos der gewaltige Fußtritt der Revolution gesprengt hatte, das ihnen von den Franzosen eingeräumte Bürgerrecht wieder zu rauben. In beiden Städten aber hat sich Heine aufgehalten, um die Kaufmannschaft zu erlernen, und wenn sein hochstrebender junger Geist in diesen für die äußere und innere Entwicklung des Mannes so wichtigen Jahren das „Schacherjudentum“ von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe verachten lernte, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß das Heppheppgeschrei der judenfeindlichen Städte in dem reizbaren Jünglinge Gefühle erregte, die, mochten sie vor der Hand auch mehr latent bleiben, doch zu gelegener Zeit hervorbrechen mußten, Gefühle der Erbitterung gegen die Dränger, neue Sympathieen für deren Züchtiger.

Und das um so mehr, als die Hamburger Judenfeindschaft gar, wie er glaubte, ihm sein Liebstes, seine Poeterei, störte, so daß er es nicht einmal für rätlich hielt, die ersten Märzveilchen, die im Frühlinggarten seiner Dichterseele gewachsen waren, unter eigenem Namen in die Öffentlichkeit zu bringen, sondern sich gedrehter und gedrechselter Pseudonyme bedienen zu müssen glaubte. Der jedem Heineleser bekannte Brief an seinen Freund Christian Sethe¹⁷⁷), den ich wohl nicht hierher zu setzen brauche, gibt neben anderen Zeugnissen über diese Leiden Auskunft.

Und nach Hamburg kam dann noch einmal Düsseldorf, die alte geliebte Heimat, die mit dem neuen Regimente anfangs nicht übermäßig zufrieden war. Es ist sehr beachtenswert, daß schon in Heines

Berliner Briefen der Name Justus Gruner in unliebsamer Weise genannt wird¹⁷⁸). Der hatte im November 1813 die Verwaltung des Großherzogtums Berg übernommen und diese später mit dem Generalgouvernement des Mittelrheins vertauscht. Gruner, dessen Verdienste um die deutsche Sache hier keineswegs bestritten oder heruntergesetzt werden sollen, war eine Polizeimeisternatur, ein rücksichtsloser Charakter, der, wie ihm Varnhagen auf den Kopf zusagt, französische Späher heimlich hatte ermorden lassen¹⁷⁹) und später selbst als preußischer Gesandter in der Schweiz ein widerwärtiges Spionagesystem im Interesse der Regierung Ludwigs XVIII. gegen die verfolgten Bonapartisten ins Werk setzte¹⁸⁰). Auch in den Rheinlanden war er keineswegs beliebt, und Klagen über seine Rücksichtslosigkeit, deren Berechtigung hier nicht näher untersucht werden kann, fanden schon 1816 ihren Weg in die Öffentlichkeit¹⁸¹).

Der kleine Hieb gegen Gruner wird von unserem Dichter bei einer spöttischen Besprechung des Fonkprozesses geführt. Auch diese ist für Heines Auffassung in den noch verhältnismäßig patriotischen „Briefen aus Berlin“ von Wichtigkeit. Der Kölner Kaufmann Fonk war einer nächtlichen Mordtat unter sehr eigentümlichen Umständen angeklagt, wurde von den rheinischen Geschworenen verurteilt, vom Könige Friedrich Wilhelm III. aber begnadigt. Die unheimliche Geschichte erregte ein um so größeres Aufsehen, als sie von den preußischen Gegnern des napoleonischen Gesetzbuches gegen die rheinischen Schwurgerichte ausgebeutet wurde. Aber der Code Napoléon, mit dem im Arme die Phantasie des Dichters den großen Gesetzgeber die Reihe der Jahrhunderte hinabwandern läßt, galt den Rheinländern als das Palladium der Freiheit, und diesem Gefühle hat Heine an derselben Stelle der Berliner Briefe einen etwas überschwenglichen Ausdruck gegeben: „Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht auf Franzosenhaß und Nationalegoismus basiert ist, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinsflasche quillt, und jene echte Christusreligion, die nichts gemein hat mit verkehrter Glaubensbrunst oder frömmelnder Proselntemacherei“¹⁸²).

Und während er diese Geschichte und gewiß noch manche andere unliebsame Äußerungen über das steifleinene und rechtthaberische Wesen des neuen Beamtentums in seinem Elternhause vernimmt, schleichen durch die Straßen jene Trümmer des alten Kaiserreichs, dessen Glanz einst den Knaben geblendet, und von seinen Lippen strömen die herrlichen Strophen der Grenadierballade, während sich in dem jugendlichen

Poetenkopfe die ersten Farben zu seinem neben der Harzreise schönsten Prosagedichte mischen, dem „Buch Le Grand“.

Dann wirft ihn der Bonner Aufenthalt in das von den altdeutschen Ideen erfüllte Treiben der Burschenschaft, das er im Äußern mitmacht und dem er auch innerlich nicht so ganz fern geblieben sein kann. Altdeutsch war alles in Bonn um Heine, von August Wilhelm Schlegels Wohnung in der engen Sandkaule, wo der Geist der Nibelungen waltete und der junge Heine von dem Meister in die Geheimnisse der Rhythmik eingeführt wurde, bis zu dem freundlichen Landhause an der Koblenzer Straße, in dessen Räumen der deutscheste der Germanen, Vater Arndt, seine Schüler gern zum abendlichen Plauderstündchen um sich versammelte. Deutsche Sprache bei Schlegel, deutsche Urgeschichte bei Radloff, Tacitus' Germania bei Arndt, germanisches Staatsrecht bei Hüllmann, das waren die Vorlesungen, die der junge Mann belegte. Es war mit einem Wort ein Milieu, wie es nicht teutonischer gedacht werden kann, eine Luft, in der einer Brust, die der Ruhm des lateinischen Cäsar höher schlagen ließ, der Atem vergehen mußte.

Und doch erschien es so freundlich, so poesieumflutet, dieses alte Reckenwesen in der schönen Rheinstadt, die noch nicht wie heutzutage eine Pensionopolis geworden war und in der noch keine Schöte dampften. Wesentlich dumpfer war die Luftschicht, die über Göttingen lagerte, wohin Heine im Herbst 1820 übersiedelte und wo er bald hinreichend Gelegenheit fand, sich über die Kehrseite germanischen Reckentums zu ärgern, den grenzenlosen Hochmut des hannoverschen Jungadels, dessen Väter sich nach dem Abzug der Franzosen wieder auf den bequemen Faulenzerstuhl gesetzt hatten, um sich die einträglichen Ämter des Landes auf dem Präsentierteller verabreichen zu lassen. Außer den hoffnungsvollen Sprößlingen dieser edlen Junker, über die in der Leinestadt selbst das interessante Wort umging, daß sie mathematische Lehrsätze ohne Beweis „auf Ehrenwort“ glaubten, außer ihnen und ein paar grundgelehrten Vertretern der Rechtswissenschaft lernte der stud. iur. Heine in Göttingen noch zweierlei kennen:

Erstens den Professor Friedrich Saalfeld, einen jener musterhaften Vertreter der Geschichtswissenschaft, deren unsterbliche Werke aus den Schimpfwörtern zusammengeschnaidert waren, mit denen sie den toten „Korjen“ zu bewerfen liebten, zu dessen Lebzeiten viele dieser Biedermänner — vor eben demselben Korjen — im Staube der Anbetung gekrochen waren. Wer das famose Buch des Göttinger Gelehrten, die „Geschichte Napoleon Buonapartes“¹⁸²⁹), und noch dazu

dessen witzhaschende Flugſchrift „Hundert und etliche Fanfaronaden des Corſikaniſchen Abentheurers Napoleon Buona-Parte“¹⁸⁴⁾ durchblättert hat, der wird es leicht als buchſtäbliche Wahrheit nehmen, daß bei den Kathederblüten dieſes geiſtreichen Vertreters der Georgia Auguſta die Füße des Studenten Heine zu „trommeln“ begannen und ſich am liebſten „noch fußtrittdeutlicher“ ausgeſprochen hätten¹⁸⁵⁾.

Und von den Reſten der Deuſchthümelei, die ihm etwa von Bonn und ſeiner Kreuzbergwallfahrt her anhaften mochten, wird Heine durch die andere Erfahrung befreit worden ſein, die er in Göttingen machen mußte, ſeine Ausſtoßung aus der Burſchenschaft. Sie iſt allem Anſchein nach nicht ohne ſeine Schuld erfolgt; aber wenn manche Burſchenschaftler ſtrenger Obſervanz — wovon ich mich leider ſelbſt habe überzeugen können — bis auf den heutigen Tag mit geſſentlicher Verachtung von Heine zu ſprechen pflegen, ſo kann das doch nur komiſch wirken. Wer ſolche Sachen von einem andern Standpunkt aus beurteilt, als die Jugend zwiſchen achtzehn und einundzwanzig Jahren, der wird meines Erachtens kaum darüber im Zweifel ſein, wen jener Akt jugendlichen Juſtizverfahrens härter traf, den großen Dichter, welcher der Weltliteratur angehört, oder die Göttinger Burſchenschaft, die an dem ominöſen Tage ihr berühmteſtes Mitglied verlor.

Aber wichtiger als die Studienzeit in Göttingen war für die Entwicklung der politiſchen Ideen Heines und der damit zuſammenhängenden Gedanken über den Kaiſer Napoleon ſein Aufenthalt in Berlin. Wohl mag das auf den erſten Blick befremden. Seit mehr als einem Jahrzehnt galt Berlin als der Brennpunkt des Franzosen- und Napoleonhaſſes sans phrase. Vor 1806 war es anders geweſen, und ich habe ſchon auf den erſten Seiten dieſes Buches, auch ſchon in früheren Studien¹⁸⁶⁾ darauf hingedeutet, daß der Konſul und Kaiſer vor jenem Kriege und ſelbſt noch nach der Schlacht bei Jena vielfache Sympathieen in Preußen und deſſen Hauptſtadt beſaß.

Die Zeit von 1807—1815 hatte gründlich damit aufgeräumt, und es wäre zwecklos zu erörtern, daß und warum gerade Berlin bis in die Neuzeit ſo ziemlich die antinapoleoniſche Stadt in Deutschland geweſen iſt. Eine Umkehr von dem gewaltigen Haſſe der Jahre 1813—1815 hat ſich denn hier auch langſamer und in weit geringerem Umfange vollzogen als anderswo. Immerhin laſſen ſich manche Spuren einer ſolchen in den zwanziger Jahren nachweiſen. Sie tauchen vorzugsweiſe in militäriſchen Kreiſen auf, in denen die Bewunderung für den Meiſter im Waffehandwerk mit den politi-

sehen und persönlichen Antipathieen in demselben Kampfe lag, den man fünfzig Jahre später bei Nork von Wartenburg, dem Nachkommen des berühmten Generals, beobachten kann¹⁸⁷). Daß einst in einer Gesellschaft beim Grafen Pückler, in der auch Blüchers Adjutant Graf Nostitz zugegen war, auf den Peiniger Hudson Lowe tüchtig geschimpft wurde¹⁸⁸), ist noch das Geringste. Als umgekehrt bei dem Eintreffen der Todesnachricht von einigen Offizieren affectierte Gleichgültigkeit zur Schau getragen wird, entrüstet sich Varnhagen und nennt das ein Zeichen, daß ihr Grimm wegen Jena in ihrem eigenen Bewußtsein durch Belle-Alliance noch nicht zufriedengestellt sei¹⁸⁹). Ein Jahr darauf spricht ein Dr. v. Henning „für Napoleon und von seinem Leben und Regieren mit leidenschaftlicher Apologie; er erhob ihn in den Himmel“. „Diese Stimmung“, setzt Varnhagen hinzu, „scheint jetzt in Deutschland ziemlich oft vorzukommen“¹⁹⁰). Selbst am Berliner Hofe soll man sich 1823 über das „Heldentum“ des Herzogs von Angoulême, des Führers auf dem militärischen Spaziergange nach Madrid, lustig gemacht haben und „über die endlosen Ehrenbezeugungen, die ihm die Schmeichelei bei seiner Rückkehr darbringt, in einer Stadt, wo Napoleons Rückkehr von ganz andern Siegesunternehmungen noch im Andenken lebt“¹⁹¹)! Noch eine paar Jahre später, und preußische Offiziere, unter denen die jüngeren „großenteils leidenschaftliche Verehrer des französischen Kaisers sind“¹⁹²), wollen bei einer Verstimmung gegen Rußland sich zu einem Festmahl vereinigen, um das Andenken der Teilnahme der Preußen an Napoleons Feldzug von Anno 12 feierlich zu begehen¹⁹³). Es ist Varnhagen, der in seinen „Blättern aus der preussischen Geschichte“ alle diese interessanten Einzelheiten auskramt, die er mit seinem bewundernswerten Spürsinn für Berliner Stadtneigkeiten aufgegriffen und seinen Notizbüchern anvertraut hatte.

Wir müssen bei diesem Manne und seiner Gattin einen Augenblick verweilen, da beide auf Heines literarischen Entwicklungsgang und gewiß auch auf die Bildung seiner Ansichten über Napoleon einen nicht unwesentlichen Einfluß ausgeübt haben, wenn auch der letztere bei der Dürftigkeit der vorhandenen Zeugnisse mehr erraten werden muß als bewiesen werden kann.

Varnhagen, der, wie ein starker Bruchteil der Gebildeten in Deutschland, in seiner Jugend den französisch-republikanischen Ideen zugewandt gewesen, war später — „par acclamation, durch Wahlverwandtschaft“, wie er es selbst einmal genannt hat — ein leidenschaftlicher Preuße geworden. Nach den Kriegen ward er, wozu

persönliche Enttäuschungen im Staatsdienste mitwirkten, ein politischer Frondeur von mehr und mehr radikaler Färbung.

Auch seine Stellung Napoleon gegenüber und seine Schätzung und Bewertung des napoleonischen Charakters war nicht unerheblichen Schwankungen unterworfen. Nach vorübergehender Schwärmerei für den republikanischen Helden in der Frühzeit nimmt auch er um den achtzehnten Brumaire eine feindselige Stellung gegen den „Mörder der jungen Freiheit“ ein¹⁹⁴⁾ und wird dann später durch die wachsende Not Deutschlands und die eigene in das Lager der entschlossenen Gegner des Franzosenkaisers getrieben, den er jedoch nicht aufhört, „in seinen großen Eigenschaften zu würdigen“¹⁹⁵⁾. Erwecken diese in Intervallen immer wieder etwas von der alten Bewunderung¹⁹⁶⁾, so zeigt sich Varnhagen bei dem Ausbruch des Befreiungskrieges als einer der unermüdetsten Streiter mit der Feder, der schon im Sommer 1813 nur in dem völligen Sturze des Gefürchteten die Möglichkeit eines dauernden Friedenszustandes für Europa erblickt¹⁹⁷⁾. Man braucht ja nur die von ihm herausgegebene „Geschichte der hamburgischen Begebenheiten“ oder die „Geschichte der Kriegszüge des Generals Tettenborn“ zu lesen oder an Varnhagens Mitarbeit an der von diesem General herausgegebenen Feldlagerzeitung und das eine oder andere seiner patriotischen Gedichte zu denken, um über die Echtheit der kriegerischen Begeisterung dieses Mannes gegen den Korsen beruhigt zu sein.

Doch war andererseits Varnhagen ein geistig zu hochstehender und viel zu feingebildeter Mann, um in den Ton Jahns und seiner Genossen einstimmen zu können, und ein aus Villeneuve-le-Roi am 10. April 1814 an seine Rahel gerichteter Brief über Napoleons Abdankung¹⁹⁸⁾ zeigt, daß er das nihil humani a me alienum puto auch zu einer Zeit nicht aus dem Auge verlor, als minder Edeldenkende in Spott und Hohn über die gefallene Größe sich nicht sättigen konnten.

Dasselbe Humanitätsgefühl bewog unsern Varnhagen nach Napoleons Sturze, von dem Imperator besser zu reden als die unversöhnlichen Gegner. Es veranlaßt ihn auch zu einem freundlichen Verhalten gegenüber den in Frankreich so schonungslos verfolgten Bonapartisten. So erscheint Napoleons Bild in den aus dieser Zeit stammenden Aufzeichnungen Varnhagens in milderem Lichte als in den früheren, wiewohl dieser in Lob und Tadel besonnen abwog und z. B. dem begeisterten Bonapartisten Friedrich Ludwig Lindner gegenüber den maßvollen Beurteiler zeigte¹⁹⁹⁾. Wenn daher Georg

Brandes an einer Stelle seines ungemein geistreichen, aber in Einzelheiten bekanntlich nicht immer ganz zuverlässigen Literaturgeschichtswerkes²⁰⁰) behauptet, Varnhagen habe für Napoleon dieselbe Bewunderung gehegt wie Heine, so kann ich ihm hierin ebensowenig beipslichten wie anderseits Rudolf von Gottschall, der das gerade Gegenteil behauptet²⁰¹), und möchte Varnhagens Ansichten über seinen großen Zeitgenossen lieber in dem Urteil zusammenfassen, das er selbst in der Kritik des Scottschen Werkes über den französischen Kaiser²⁰²) dahin ausgesprochen hat: „Napoleon hat seine Tugenden und seine Fehler, beide gehören zu seinem Wesen und vereinigen sich in ihm zu einer Gesamtkraft, von welcher mehr angezogen oder mehr abgestoßen zu werden, jedem eigentümlichen Gefühl anheimgestellt bleibt.“

Es wird sich zeigen, daß Rahels Gatte, wie er die überschäumende Begeisterung des befreundeten Lindner zu dämpfen suchte, auch Heines Napoleonkultus gelegentlich den Hemmschuh anlegen zu müssen glaubte. Und auch darin war Varnhagen nicht kurzsichtig, daß er den verklärenden Einfluß der späteren Zeit auf die Gestaltung des Kaiserbildes wohl erkannte: „Die Erinnerung an ihn“, heißt es an einer Stelle der „Denkwürdigkeiten“²⁰³), „und sein im Geiste der Nachlebenden neu erschaffenes Bild haben mehr Begeisterung für ihn erweckt, als seine Gegenwart es vermocht.“

Anderseits wird man zu der Annahme berechtigt sein, daß in der anregenden Gesellschaft des Varnhagenschen Hauses, wo der junge Heine ein gern gesehener Gast war, der Name des großen Kaisers vielfach und nicht immer unfreundlich genannt wurde und daß, wenn man einseitige Ansichten des Dichters der „Grenadiere“ zu korrigieren bestrebt war, anderseits der Hausherr Varnhagen sein bedächtiges Urteil auch in die Wagschale geworfen haben mag, falls dabei übereifrige Patrioten dem Nationalhaß in allzu excentrischer Weise Ausdruck gaben.

Beides darf auch von der „geistreichsten Frau des Universums“ angenommen werden, deren Anwesenheit dem Salon im Hause Französische Straße 20 die Weihe verlieh und ihm, wie Rahels früherer Hofburg in der Jägerstraße, unter den Brennpunkten der geistigen Bildung jener Zeit einen der ersten Plätze verschaffte.

Rahel Varnhagen hatte bekanntlich zu den warmherzigsten Patriotinnen der Kriegszeit von 1813–15 gehört. Die Briefwechsel der schreib- und redelustigen Frau sind voll von Ergüssen einer glühenden Vaterlandsliebe, die um so höher bewertet werden muß, als die Schreiberin trotz der glänzenden gesellschaftlichen Stellung, die

sie sich mit den Waffen ihres Geistes erobert hatte, das schmerzliche Gefühl, als Jüdin geboren zu sein, niemals völlig überwand. Aber so sehr diese große Seele für die deutsche Sache lebte, so wenig fühlte sie von dem wilden Franzosenhaß in sich, in dem sich die Schreier gefielen. Davon hätte sie, wenn nicht die Zartheit ihrer mehr als empfindsamen Natur, so doch schon allein das Gefühl der Dankbarkeit abgehalten, die sie wie jeder wahrhaft gebildete Deutsche der französischen Kultur sollte.

Auch in ihren Äußerungen über Bonaparte zeigt Rahel eine auffallende Mäßigung, die sich nicht einmal während der Kriegsjahre verleugnet. Sie hält ihn für ein verderbliches Genie, das sie fürchtet, aber niemals ließ sie sich's einfallen, das Genie selber zu leugnen, wie das nur die verblendete Leidenschaft tun konnte. „Ich bin noch nicht sicher, trieb man ihn, kann er uns treiben!“ Das Wort, das ihr zweimal, zuerst nach der Schlacht bei Leipzig und dann wieder im Jahre 1814, entschlüpft²⁰⁴), klingt vernünftiger als die Prahlereien derer, die des Löwen Fell verkaufen wollten, bevor der Löwe selber gefangen war.

Dieser Respekt vor der Größe des Mannes hat sie nie verlassen. Auch 1815 nicht, wo sie, wie das übrigens noch andere taten, von einer Einmischung in die französischen Sachen unter Hinweis auf den unglücklichen Verlauf der Invasion von 1792 abrät²⁰⁵), das rohe Schimpfen auf den Zurückgekehrten für einen „Greuel“ erklärt²⁰⁶) und selbst nach Waterloo noch voller Besorgnis schreibt²⁰⁷): „Wo ist er: was wird er nun beginnen, wen anfallen?“ Über den Gefangenen von St. Helena hat sie später als von einem „großen Manne“ gesprochen²⁰⁸).

Das war die Hausherrin in der Französischen Straße 20 zu Berlin, Heines „Patronin“. Bedauerlicherweise haben sich Äußerungen ihres klugen Mundes über die Stellung des jungen Freundes zu Napoleon aus dessen Berliner Zeit nicht erhalten, mir wenigstens ist keine bekannt geworden. Wer noch einmal einem der Gespräche lauschen könnte, die in Rahels Salon über den Kaiser geführt worden sind! Einen Rückschluß läßt indes jene Briefstelle zu²⁰⁹), nach der Heine bei seiner später zu besprechenden Scottkritik von Frau Rahel eine mütterliche Warnung vor der „Einflüsterung bonapartistischer Freunde“ empfangen hat. Heine nimmt das Mahnwort freundlich auf und verspricht sogar, „sich zu bessern“. Trotzdem macht er sich an derselben Stelle über die von ihm so hoch verehrte Patronin ein wenig lustig, die ihn gleichzeitig — wieder unter Hinweis auf den Helden — vor

„den Freuden der Sozietät“ gewarnt hat. In der Tat war gerade dieses Monitum bei ihrem Schützling bei weitem mehr am Platze als einem Napoleon gegenüber. Wie dem auch sei, die Stellungnahme Rahels während des Berliner Verkehrs glaube ich dahin bestimmen zu dürfen, daß, wenn auch vielleicht ihre Teilnahme an dem persönlichen Geschick des großen Feindes hier und da um einige Nuancen wärmer sich äußerte (als die des kühleren Varnhagen, doch auch sie auf die Bewunderung des jungen Schwärmers für Napoleon, soweit sie sich schon damals hervorgewagt haben mag, eher abmildernd und korrigierend gewirkt habe.

Aber es wird mit Verständnis und Interesse für Napoleons Wirken geschehen sein, die überhaupt in dem Varnhagenschen Kreise nicht gefehlt haben. Bestand er doch aus Personen, die nicht nur, was damals allgemein, von Erinnerungen an den Cäsar erfüllt waren, sondern größtenteils auch aus Leuten, die sich literarisch mit ihm beschäftigt hatten und noch andauernd mit ihm beschäftigten.

Da war der alte Chamisso, der zu des Kaisers Lebzeiten nicht zu dessen Freunden zählte, aber, von der Unaufrichtigkeit und Flachheit der Reaktion angewidert, mit in die Reihe derer trat, die dem toten Helden einen Kranz auf den Sarg legten. Es mag mit Varnhagens Ansichten übereingestimmt haben, wenn er in seiner schon erwähnten Dichtung auf den Tod Napoleons²¹⁰⁾ die Europa sagen läßt:

O hättest Freiheit du geschafft nach deiner Macht,
Noch ständen aufrecht deine Bilder, unentweiht
Von Händen, die zu heben unvermögend sind
Das dir entsunkne, dein gewicht'ges Herrscherschwert.

Dem auch Varnhagen hatte sich in den bereits erwähnten Gesprächen mit Lindner gerade darüber gestritten, ob und inwieweit Napoleon durch seine Siege und Herrschaft der Freiheit gedient habe²¹¹⁾. Streit und Zweifel, die sich unter den Liberalen vielfach erhoben, die auch in Heines Seele später auf- und abwogten und so wechselvolle Bilder zurückgelassen haben.

Wie weit man im Varnhagenschen Kreise von blindem Hasse gegen den „Usurpator“ entfernt war, zeigt auch das Beispiel eines anderen Mannes aus diesem Zirkel und gerade eines, der sich für den Studenten Heine sehr warm interessierte, Fouqués, der, gleich Chamisso an des Kaisers Grab trat und neben Goethe die klassische Ode Manzonis auf Napoleons Tod übersehte²¹²⁾. Zwanzig Jahre

später hat er, ein Erzfeudaler, in seinem letzten Roman sogar alte Jugendschwärmereien für den republikanischen Helden wiederaufleben lassen²¹³).

Als besonders charakteristisch aber erscheint mir die Tatsache, daß ein Vertreter des standfestesten Preußentums, Friedrich August von Stägemann, der schon 1807 gegen den „Typhon“ Bonaparte in leidenschaftlichen Oden gewettert, dann zu den begeistertsten Tyrtäen der Befreiungskriege gehört hatte, 1821 seine von edlem Gefühl eingegebene und von schöner Mäßigung zeugende Dichtung „Bonapartens Tod“²¹⁴):

Kein Mal erhebt sich. — Keines? wie Sittige
Von Adlern rauscht es. Fahnen von Austerlitz,
Marengo, Jena, unverweslich,
Senken sich über den Hügel Longwoods

gerade Varnhagen widmete. Mit Stägemann stand Heine trotz abweichender politischer Ansichten gut; er sagt es selbst ausdrücklich in einem 1830 an Varnhagen geschriebenen Briefe²¹⁵). Auch später hat er von dem preußischen Dichter mit Achtung gesprochen, wenn er auch dessen Stellung, z. B. in der Polenfrage, nicht billigte²¹⁶).

Wie Stägemann hatte auch Rahels Bruder, Ludwig Robert, der mit Heine eng befreundete Gemahl der schönen Schwäbin Friederike, zu den entschiedenen Gegnern des „Korjen“ gehört. Er war der Verfasser eines patriotischen Dramas, das während der Anwesenheit seiner Schwester in Prag, nach dem Leipziger Siege, unter großem Jubel in der Moldaustadt gespielt wurde. Auch hatte er begeisterte Freiheitsgesänge verfaßt, die 1816 als „Kämpfe der Zeit“ erschienen und ihm, der eigentlich kein Dichter war, durch die Gunst der Umstände einen wiewohl schnell verfliegenden Namen verschafften. Wenn von irgend einem, so wird daher gewiß von Robert ein hemmender Einfluß auf die Bonapartebegeisterung unseres Dichters zu erwarten sein, zumal dieser dem jungen Manne durch die Intimität der Beziehungen immerhin näher stand als die gefeierteren Größen. Und doch wird man auch hier zur Vorsicht im Urteil genötigt. Denn obwohl sich Robert später über den Napoleonenthiasmus des „Buches Le Grand“ aufhält und dieses selber in einer den Tonfall der kühnen Prosadichtung geschickt nachahmenden Rhapsodie verspottet, so hat doch auch er den Stimmungswandel der zwanziger Jahre einigermaßen mitgemacht. Im Jahre 1829 veröffentlicht Friederikens Gatte im Stuttgarter „Morgenblatt“²¹⁷) einen in freien

Holzhausen, Heine u. Napoleon.

Rhythmen geschriebenen „Napoleon“, mit dem bezeichnenden Wahlspruch aus Lamartine:

Gerichtet hat ihn Gott, sein Sarg ist zu, geschwiegen!
Sein Frevel, sein Verdienst sich in der Wage wiegen:
Was ist der Mensch, daß dran mit schwacher Hand er reißt?

Diesem Motto entsprechend werden Lob und Tadel des gewaltigen Mannes in einer Strophe und Antistrophe bedächtig gegeneinander abgewogen, während die Epode im Sinne Manzoni's und Chamisso's das abschließende Urteil der Zukunft anheimstellt:

Wir fochten mit im großen Kampf der Zeit,
Im alten Riesenstreit,
Den kommende Jahrhunderte nur schlichten.
Vorurteilsfrei —
Wir sind Partei —
Vermögen wir den Streiter nicht zu richten.
Wir wissen weder was, noch wie Er war;
In Zukunft erst wird klar,
Ob er hier schaffen sollt', ob nur vernichten.

Nimmt man nun allenfalls noch Wilibald Alexis hinzu, der auch gegen Napoleon unter der Fahne gestanden und später die Stimmungen seiner brandenburgischen Landsleute in der Zeit von 1806—13 meisterlich geschildert hat, so wären damit wohl die Mitglieder des Darnhagenschen Kreises beisammen, von denen sich nach meinem Gefühl, annehmen ließe, daß sie nach der einen oder der andern Seite Heine's Urteil über den Imperator beeinflusst haben könnten. Denn der alte Schleiermacher dürfte sich wohl kaum herbeigelassen haben, seine Ansichten über den Landesfeind, gegen den er einst begeistert gepredigt, vor dem jungen Studenten auszukramen.

Dagegen ist es vielleicht nicht so kurz von der Hand zu weisen, daß Heine in der Entwicklung seiner Gedanken über Bonaparte von Hegel beeinflusst sein könnte, etwa in der Weise, wie der Napoleonkultus der Gegenwart von dem Übermenschentum und der „Herrenmoral“ Friedrich Nietzsche's wenigstens nicht ganz unabhängig ist. Ich meine damit nur das Hegelsche System im allgemeinen, dessen Anhänger er in Berlin wurde, um es lange Zeit hindurch zu bleiben. „Niemals“, sagt sehr hübsch Frau Rahel's Biograph Otto Berdrow²¹⁸⁾, „niemals war die Selbstherrlichkeit des denkenden Geistes überzeugender proklamiert worden als hier; kein zweites System sprach gleich diesem der Persönlichkeit das ewige Recht zu, sich frei und tapfer der Welt gegenüber zu behaupten“. Projiziert man in diesem Satze den denkenden auf den handelnden Menschen — mit dem Hegelschen

Schema kann man ja überhaupt beweisen, was man will — so ergibt sich eine wundervolle Apologie Bonapartes, selbst seiner willkürlichsten Handlungen. Auch war es wohl nicht von ungefähr, daß der Philosoph ein so großer Bewunderer des in den Räumen der Wirklichkeit schaffenden Helden war, den er, wie wir hörten, die „Weltseele“ genannt hat. Napoleons Sturz, das „Schauspiel, ein enormes Genie sich selbst zerstören zu sehen,“ erklärte er für „das τραγικώτατον, das es gibt“²¹⁹), und der Anblick des Schlachtfeldes von Waterloo hat ihn fast ebenso tief ergriffen wie Lord Byron²²⁰). Doch dies beiläufig.

Neben dem Varnhagenschen Salon verkehrte aber unser Dichter auch im Kreise der Frau von Hohenhausen, einer fruchtbaren Schriftstellerin und Beherrscherin jener ästhetischen Thees, die Wilhelm Hauff und Ludwig Robert mit feinem Humor verspottet haben²²¹). Auch in diese Atmosphäre des dampfenden Samowar mag bisweilen ein scharfer Windhauch von den Eisfeldern des russischen Feldzugs gestrichen sein. War doch die Dame des Hauses selbst die Tochter eines jener Veteranen, deren Bilder dem Dichter der „Grenadiere“, des „Le Grand“ und der „Nordsee“ so oft vor die Seele traten. Es war das der westfälische General von Ochs, der 1813 bei Halberstadt von den Verbündeten geschlagen wurde. Zudem war Frau von Hohenhausen Byronübersetzerin und wird in dieser Eigenschaft in Heines Werken öfter erwähnt²²²). Auch war sie es, die zuerst auf die Verwandtschaft zwischen dem großen Briten und dem jungen deutschen Poeten hinwies²²³). Dieser selbst veröffentlichte in seiner ersten Gedichtsammlung Fragmente eigener Übersetzungen aus den Werken des englischen Dichters, auf dessen Verhältnis zu Heine ich noch näher eingehen werde. Für jetzt nur so viel, daß der „Childe Harold“, aus dem auch Heine ein Stück deutsch bearbeitet hatte, der „Childe Harold“ mit seiner bald tadelnden, bald bewundernden Beurteilung Bonapartes gewiß öfter im Salon der Frau von Hohenhausen das Gesprächsthema gebildet hat, wobei Napoleons Name mehr als einmal eine Rolle gespielt haben mag²²⁴).

Im Kreise der Hohenhausen verkehrte auch die merkwürdige Helmina v. Chézzy, die Tochter der Frau v. Klendke und Enkelin der Karschin, über deren vielfache Beziehungen zu Napoleon ich an anderem Orte gehandelt habe²²⁵). Zur Orientierung mag dienen, daß Helmina, die am Morgen des Jahrhunderts in Paris lebte, den ersten Konsul abgöttisch verehrt und in ihrem schwärmerischen Blondkopf lange den Gedanken herumgetragen hatte, frei nach Tasso eine

„Napoleonide“ zu dichten. Später änderte sie, wie so viele, ihre Ansichten und unterfing sich sogar, den Kaiser mit ihrer harmlosen Feder anzugreifen. Aber Helmina ist zu dem Idol ihrer Jugend zurückgekehrt, hat den Manen des großen Korsen die Sünden der Zwischenzeit feierlich abgebeten und spricht in ihren am Rande des Grabes und in der Nacht der Blindheit diktierten Erinnerungen von dem Helden mit einer ebenso überschwenglichen wie aufrichtigen Bewunderung.

Dem Kreise der Hohenhausen gehörte endlich noch Freiherr von Maltitz an — Freiherr Gotthilf August, wie zum Unterschiede von seinen literarischen Namensvettern hinzugefügt werden muß — eine köstliche Figur, „halb Petroleum, halb Pomade“, ein furchtbarer Schwadronneur und zugleich der gutherzigste Kerl von der Welt, auch im Politischen wunderbar zwiespältig, ein wütender Liberaler, der aber das auf Glas gemalte Wappen derer von Maltitz, von dem er sich nicht trennen konnte, an einer recht merkwürdigen Stelle seines Zimmers aufbewahrte²²⁶⁾. 1813 ein tapferer Freiwilliger, ist auch er später in den Zauberbann der napoleonischen Legende geraten, und der Held seines bekanntesten Schauspiels²²⁷⁾, der Pole Solki, hat unter den Fahnen des „größten Feldherrn“ gefochten.

Aber noch in einem andern Hause hat Heine in Berlin Einkehr gehalten, wo es freier herging und literarische Thesen und Antithesen ungenierter auf den Kopf gestellt wurden, als in der Französischen Straße und im Salon der Elisabeth von Hohenhausen. In der berühmten Weinstube von Lutter und Wegener schlug Christian Dietrich Grabbe seine närrischen Purzelbäume — der alte Löwe dieses Zirkels, E. T. A. Hoffmann, der ja auch napoleonische Erinnerungen mit sich herumtrug und gern verwertete, kam wohl kaum noch dorthin²²⁸⁾ — aber der tolle Christian Dietrich aus Detmold stand damals im Zenith seiner genialen Wildheit.

Nun ist Grabbe der deutsche Dichter der Julizeit gewesen, der neben Heine und Gaudy Napoleons Persönlichkeit am wirkungsvollsten gestaltete. Wie sehr der Geist des Helden im Gehirn dieses unglücklichen Menschen gespukt hat, ersieht man erst, wenn man den von ihm in Düsseldorf mit Immermann geführten Briefwechsel lieft. Bald übt Grabbe Kritik an Holteis „altem Feldherrn“, in dem, wie wir wissen, Napoleon als stumme Figur auftrat, bald erinnert er an des Kaisers Todestag oder datiert seine Briefe nach dessen Schlachttagen²²⁹⁾. Es ist nicht beweisbar, aber wiederum als recht wahrscheinlich anzunehmen, daß Grabbe in den höllischen Ca-

priccios, die er zum besten gab, wenn er in wahnsinniger Weinlaune auf den Tisch kletterte, auch den Kaiser Napoleon in seiner kraftgenialischen Weise gelegentlich apostrophierte. Heine spielte dabei mehr den Zuschauer, aber er, der Grabbes Ingenium so hoch einschätzte²³⁰), hat hier ganz gewiß von den Blitzlichtern des titanischen Gesellen manches aufgefangen und erwidert, und von den blendenden Aperçus des „Buches Le Grand“ wie von den Donnerworten der „Hundert Tage“ mag bei mehr als einem der gute Rheinwein von Lutter und Wegener Gevatter gestanden haben.

Somit war nach meinem Dafürhalten das Milieu in der preussischen Residenzstadt gar nicht so ungeeignet, das Interesse für die Person des Kaisers Napoleon in dem jungen Manne rege zu halten, wenn sich auch aus dessen Berliner Umgangskreise manche Stimmen gegen seine spätere Vergötterung des Franzosenkaisers, wäre er schon jetzt damit an den Tag getreten, erhoben haben würden, wie denn auch, gerade aus diesen Kreisen, 1827 solche laut wurden. Andere Umstände aber waren es, die unsern Dichter auf eine panegyrische Behandlung des Kriegsfürsten noch entschiedener hindrängten.

In Berlin hat sich Heine, alles in allem genommen, nicht ganz schlecht befunden, und auch mit dem Preußentum, dessen leidenschaftlicher Gegner er später wurde, hat sich der Rheinländer vorübergehend befreundet, mindestens abfinden können. Das zeigt sein Erstlingsversuch auf feuilletonistischem Gebiete, die Berliner Briefe, auch wenn man bereitwillig alles abzieht, was auf Rechnung von Jugend, Milieu und Stimmungsvirtuosität gesetzt werden darf. Und doch, der scharfe Gegensatz, der bald zwischen dem Staate Friedrichs des Großen und dem rheinischen Dichter entstanden ist, auch er hat in dem Berliner Aufenthalt mit seine Wurzel. Und dieser Gegensatz darf hier um so weniger übergangen werden, als er zu der Neigung des Dichters für Napoleon, wenigstens zu seiner Neigung, sich über diesen in lauten Lobpreisungen zu ergehen, in geradem Verhältnisse steht. Der Preußenhaß ist ein Barometer für Heines Kaisertiraden, je grimmiger jener bei dem Dichter hervorbricht, desto länger und wirkungsvoller werden diese ausfallen.

Woher nun dieser starke Widerwille gegen das Preußentum? Zu einem guten Teile lag er in der beweglichen Natur des Dichters begründet, der, worauf Richard M. Meyer treffend hingewiesen, für das Denken, das er in lauter einzelne Einfälle zerlegte, eine „atomistische“ Erklärung bei der Hand hatte²³¹), und in seinem Impressionismus alles andere war, als was man einen „preussischen Charakter“

zu nennen pflegt. Seine Impressionabilität, sein, wie der Byrons, ungemein starker Individualismus, wie hätten sie sich mit einer Staatsraison befreunden können, deren philosophischer Ausdruck Kants kategorischer Imperativ war! Dazu kam ja die Erziehung in den franjösierten Rheinlanden, deren Einfluß wiederholt hervorgehoben worden ist. Endlich müssen wir, um die antipreußischen Gefühle des Dichters vollständig zu erklären, wieder bei dem Großvater anfangen, der bekanntlich „ein kleiner Jude war und einen langen Bart hatte.“

Schon oben wurde bemerkt²³²), daß auch Preußen den Juden keineswegs freundlich gegenüberstand. Wohl hatte das Edikt vom 11. März 1812 den Israeliten im wesentlichen die Befreiung gegeben; „eine Tat der Befreiung“ hat es auch Ludwig Geiger mit Recht genannt²³³). Aber auch hier war die Reaktion nicht ausgeblieben. Vergebens hatte sich Hardenberg, der gleich Metternich für die Emanzipation der Juden auf dem Wiener Kongreß eingetreten war, auch weiterhin in deren Interesse bemüht. Friedrich Wilhelms III. Engherzigkeit war in diesem Punkt unüberwindlich.

Der König, der innerhalb der eigenen Landeskirche Andersdenkenden eine ihnen widerwärtige Agende aufdrängte und mit all seiner persönlichen Frömmigkeit bei der Durchführung dieser unliebsamen Maßregel selbst vor der Anwendung härtester Gewalt nicht zurückschreckte, er konnte sich zu der Höhe des Gedankens nicht erheben, die Nachkommen des Volkes, aus dessen Schoße das Christentum hervorgegangen war, in ihrer Eigenart anzuerkennen, erst recht nicht zu der Hochherzigkeit, sie von den noch immer auf ihnen lastenden Sesseln zu befreien. Vielleicht irre ich; aber nach meinem Empfinden war es für Preußens Ruhm schmachvoll, daß die Erteilung des Civilversorgungsscheines an jüdische Kämpfer von 1813 verweigert wurde, selbst solche, die das eiserne Kreuz mit ihrem Blute bezahlt hatten! Nach Hardenbergs ruhmlosem Ende nahm die rückläufige Bewegung einen schnelleren Gang. Unter dem Reaktionsministerium Voß-Buch wurde den Juden der Zutritt zu den akademischen und Schulämtern wieder abgeschnitten, eine Maßregel, die auch für Eduard Gans' und Heines Leben ihre Folgen haben sollte. Der Schöpfer der Agende sah natürlich auch die „Bekehrung“ der Israeliten zur christlichen Religion sehr gern, und ein Verein zur Verbreitung des Christentums unter den Juden, der unter den Auspizien des Oberkonsistorialrats Neander, selbst eines Konvertiten, einige hundert Hebräer mit dem Taufwasser besprengte, erfreute sich der besonderen Gunst des Monarchen.

Dieses Treiben mußte Heine widerwärtig berühren; hat er doch in der Berliner Zeit zu den Mitgliedern des bekannten „Kulturvereins“ gehört, der einen Junz, Gans und den edeln Moses Moser um sein Banner scharte und, bei einer gewissen Unklarheit über Ziel und Mittel, auf jeden Fall eine Versöhnung des Judentums mit den Anschauungen der modernen Bildung, aber unter Festhalten am Judentum selber, erstrebte. Den „stummen Eid“, nicht zur christlichen Gemeinde überzutreten, hat auch er geleistet, und wie Eduard Gans hat er ihn bald darauf gebrochen. Der berühmte Hegelianer tat es, um den Idealen, dem, was ihm Ideal war, nachleben zu können, und auch bei Heine sind wohl edlere Motive, der berechtigte Wunsch nach einer entsprechenden Lebensstellung und die Befreiung aus der drückenden Abhängigkeit von seiner reichen Familie, nicht wegzuleugnen. Trotz seines Übertritts hing er fest, nicht an dem Glauben der Israeliten, aber an den Erinnerungen der Jugend, die ihn an Juda banden wie sie seinen Helden und Gesinnungsgenossen in der Skepsis, Bonaparte an den sinnberauschenden Kultus der katholischen Kirche fesselten, zu einer Zeit, als er deren Dogmatismus längst ent wachsen war²³⁴). Der Übertritt zum Christentum, zu dem der Doctor iuris durch die Verhältnisse in Preußen, den Mangel an Aussicht auf eine Anstellung im dortigen Staatsdienst für Juden veranlaßt, wo nicht gezwungen wurde, ist dem Menschen Heine schwerer geworden, als seine Gegner zugeben möchten. Lebenslänglich blieb der Stachel in des Spötters Herzen stecken. Deutlicher noch als die gelegentlichen Ausfälle gegen den frommen Eiferer Neander redet eine Brieffstelle, in der er sich dem vertrauten Freunde Moses Moser gegenüber „sehr klein“ nennt, und jene andere, wo es heißt: „Wenn die Geseze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben²³⁵).“ Seinem Tagebuch vertraute er die Verse an:

Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtest,
Das du noch vor wenig Wochen
In den Staub zu treten dachtest²³⁶!

Auch hat Heine gerade in dieser Zeit dem „tragischen Judenschmerz“, der ihn wie Börne und Michael Beer durchs Leben begleitete, beredten Ausdruck gegeben. Etwas früher hatte er die von „kochendem Ingrim“ über die Mißhandlungen seiner Stammesgenossen diktierten Strophen „An Edom“²³⁷) niedergeschrieben, schon in dem 1821 beendigten „Almansor“ unter spanisch-maurischen

Masken seinen Widerwillen gegen das neue Renegatentum ausgesprochen:

Geh nicht nach Alhs Schloß! Pestörtern gleich
Stieh jenes Haus, wo neuer Glaube keimt²³⁸).

Und jetzt, wo er sich selber zu der halb aufgezwungenen Wanderung nach Alhs Schlosse anschickte, dichtete er am „Rabbi von Bacharach“, der allerdings nach des Verfassers eigenem Geständnis im weiteren Verlaufe der Handlung grobe Kezereien auch gegen das Judentum zu Tage gefördert haben würde. Doch zeigt das erhaltene Fragment, wie tief die unglückliche Lage der mittelalterlichen Juden, das „düstre Martyrerlied“, den Dichter erfüllte und erschütterte, und die farbenprächtige Schilderung des jüdischen Festes erscheint wie ein Abschiedsgruß an das Haus der Väter, das Heine verlassen wollte.

Spöttereien, die sich dieser gelegentlich und sogar recht oft auf den Schächergeist besonders seiner Hamburger Stammesgenossen erlaubte, beweisen nichts gegen die hier entwickelten Ansichten. Denn es ist — gar nicht einmal von Heines besonderem Naturell zu reden — eine keineswegs seltene Erscheinung, die man in Berlin und Frankfurt alle Tage beobachten kann, daß sich die der semitischen Rasse eigentümliche Gabe scharfen Witzes bei gebildeten und geistreichen Israeliten nicht selten, ja sogar mit einer gewissen Vorliebe, mittels einer dem Germanen weniger geläufigen Selbstironie gegen Sonderbarkeiten und Schwächen der eigenen Glaubens- und Stammesgenossen richtet.

Einen tieferen Einblick dagegen in Heines Gefühlsleben auf diesem Gebiete, einen tieferen vielleicht als alle angeführten Zeugnisse eröffnet seine Ballade „Donna Clara“²³⁹). Die stolze Tochter eines spanischen Alkalden liebt einen unbekanntem jungen Ritter und erkennt, nachdem sie sich ihm hingegeben, mit sprachlosem Schrecken in dem Geliebten den Sohn des Großrabbiners der Synagoge von Saragoßa. Eine furchtbare Tragik liegt in dem Gedichte, dessen weitere Fortsetzung den aus diesem Bunde hervorgegangenen Sprossen als späteren Dominikaner zeigen sollte, der die Glaubensgenossen seines unbekanntem Vaters foltern läßt. Und nun eine Pointe, die man nicht erwartet: der Verfasser behauptet in einem Briefe an M. Moser²⁴⁰), daß der Garten des spanischen Richters — der Berliner Tiergarten, eine Baronin so und so die Alkaldentochter, er selber aber der Ritter sei.

Was folgt daraus? Neben dem humanen Mitgefühl, das Heine für seine gequälten Stammesbrüder der Vorzeit empfand, war es

wiederum die gedrückte soziale Stellung des modernen Juden, unter der er selbst zu leiden hatte, die ihn auf das tiefste empörte, aber auch dazu trieb, das Opfer zu bringen, das ein Mensch nicht bringen soll, und einer, der an keine der positiven Religionen glauben kann, erst recht nicht.

Und als es nun zur Gewißheit wurde, daß dieses Opfer ganz umsonst gewesen und der Dr. iuris Heine, der das Schimpfwort „Jude“ nach wie vor in jeder neidischen Kritik lesen mußte, trotz seines Taufzettels keinerlei Aussicht auf eine seinem Können entsprechende Lebensstellung haben würde, da flammte in dem leicht erregbaren Jünglinge der Haß gegen das unduldsame Preußen Friedrich Wilhelms III. mächtig empor.

„Mit dieser zunehmenden Erkenntnis“, sagt Robert Proelß²⁴¹), „wuchs die Verbitterung seiner Seele, der Groll gegen sich selbst und die Welt, insbesondere gegen das Deutsch- und das Preußentum.“ Der letzte Teil dieses Satzes ist entschieden richtig, und lediglich auf diesen kommt es hier für uns an.

Aber in demselben Maße stieg in ihm auch die Schwärmerei für den Mann, der Preußens Stolz so tief gedemütigt, zugleich die Verehrung für den, der das vielleicht beste Erbeil der französischen Revolution, absolute Toleranz in religiösen Dingen, über den Rhein mitgebracht hatte. Warum war er nicht mehr da, der große Parvenu, der kein Adelsdiplom und kein Taufwasser für die Talente verlangte? „Daß ich Christ ward“, sagt mit humoristischer Wendung unser Autor noch in späteren Jahren, „ist die Schuld jener Sachsen, die bei Leipzig plötzlich umfattelten, oder Napoleons, der doch nicht nötig hatte, nach Rußland zu gehn, oder seines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht gesagt hat, daß es zu Moskau im Winter sehr kalt ist“²⁴²).

So führt von Heines Preußenhaß eine sichtbare Brücke zu der Behandlung Napoleons im „Buch Le Grand“. Der Feind seiner Feinde hätte des Dichters Freund werden müssen, auch wenn nicht andere Motive für jene Freundschaft schon in Menge vorhanden gewesen wären. Erst durch diese grimmige Stimmung des jungen Poeten aber haben manche Stellen im „Le Grand“ ihre besondere Färbung, haben gewisse Thesen und Pointen ihre eigentümliche Schärfe erhalten.

Doch die letzten Gründe des Heineschen Napoleonkultus lagen noch tiefer, waren noch inniger mit den Fäden verknüpft, aus denen die Seele des Dichters gewoben war.

Um mit dem politischen Standpunkte Heines zu beginnen, so war dieser, wenn man so will, ein Liberaler, wenigstens deckte sich sein politisches Programm — wenn er eins gehabt hat — im wesentlichen mit den Bestrebungen der damaligen liberalen Partei. Wenn er eins gehabt hat! Denn, ich glaube, jeder vernünftige Mensch wird begreifen, wie unendlich mißlich es ist, einen Heine oder Lord Byron nach der Parteischablone zu behandeln. Vorkämpfer neuer Ideen, nach ihrer Überzeugung eines neuen Weltreichs, und das in einer Epoche, die auch ihrerseits in eminentem Sinne den Charakter einer Übergangszeit trägt, wo die einen gewaltig fortstürmen, die andern mit gleicher Leidenschaft das Rad der Geschichte festhalten möchten, haben sie vor allem eine starke Neigung zur Negation — mit Bezug auf Heine hat schon einmal Alfred Meißner sehr hübsch auf diesen Punkt hingewiesen —²⁴³⁾, zur Negation, die ebenso sehr zu ihrem Wesen und Beruf gehört, wie das Opponieren zu dem einer parlamentarischen Minderheit. Auch diese seine oppositionelle Stellung gegen das Bestehende, die Zustände der Reaktionszeit, führte unsern Heine, wenn man gleichzeitig gewisse Charaktereigenschaften des Dichters mit in Rechnung zieht, auf Napoleon.

Eigentlich mußte ja für ihn wie für Byron die französische Revolution das Ideal sein, die Revolution, welche die Freiheitsgedanken, wenn auch vielleicht nicht gefunden, so doch auszusprechen und zu verwirklichen gewagt hatte. Und er hat sie und ihre Helden, Lafayette und die „Titanenversammlung“ des Nationalkonvents, auch wirklich aufrichtig verehrt. Selbst von Robespierre, in dem er einen Auskehrer alten Sauerteiges und dazu einen rücksichtslosen Idealisten sah, hat er oft mit unverhohlener Bewunderung gesprochen. Aber ein Republikaner wurde Heine darum eben doch nicht; der herben Tugend eines Brutus und Verrina, die Börne mit blutigen Worten predigte und der Advokat von Arras in noch blutigere Taten umgesetzt hatte, fühlte er sich nicht gewachsen, er, der ein Gourmand war und den höhlängigen Gesellen mit den Cassiusgesichtern nicht ohne Grund zutraute, daß sie ihn, wenn sie nur die Macht dazu hätten, mit einem Stück Hanf um den Hals an den ersten besten Laternenpfahl aufknüpfen würden.

Da war ihm Napoleon sympathischer, der ja viele und gerade viele der besten Errungenschaften der Revolution aufrecht erhalten, zugleich aber an Stelle des finsternen doktrinären Wesens und der bis zum Fanatismus getriebenen Gleichmacherei des Konvents, die, wenn sie der Politiker Heine billigen möchte, auf jeden Fall den

Künstler in ihm abstieffen, eine Art von „Saint-Simonismus“ gesetzt hatte, eine Herrschaft des Talentes, welche auf einer mehr materiellen Lebensauffassung basiert, wenigstens mit einer solchen verknüpft war. Dieser „Materialismus“ behagte der Sinnlichkeit des Menschen Heine nicht übel, und ihr Glanz zog den Poeten lebhaft an. Hierüber konnte dieser das autokratische Regiment des Kaisers zeitweilig vergessen, oder es war ihm wenigstens kein Hinderungsgrund, dem imponierenden Herrscher und unvergleichlichen Feldherrn seine Huldigungen darzubringen.

Dabei ist wiederum der platonische Charakter des posthumen Napoleonkultus nicht zu vergessen. Die harten Maßregeln der verschwundenen Herrschaft, der Preßzwang, die Aushebungen, die Menschenopfer, drückten die Nachkommen nicht mehr, die nur die glänzenden Seiten des ehemaligen Regiments sahen und sehen wollten und diese mit der Misere des Lebens unter den vielen kleinen Despoten, die auf den einen großen gefolgt waren, verglichen. Die Dissonanz, die sich hierbei für die Beurteilung jener ergab, wurde zu einer Harmonie im Liede auf den gewaltigen Herrscher der Vergangenheit. Trat das nun aber schon in der Betrachtungsweise nüchterner Alltagsmenschen hervor, um wieviel mehr, sobald die Heldengestalt vor dem Auge eines Dichters erschien! Der Künstler ist nun einmal Aristokrat, und das war — als Künstler betrachtet — auch der Düsseldorfer Jude, der Abkömmling des geknechteten Volkes, der sich schon in früher Jugend durch jenen Kuß, den er einstmals der verfehmten Scharfrichtertochter Josepha auf die roten Lippen drückte, zum Kampf gegen die „Landsknechte des Mittelalters“ geweiht hatte. Sobald bei Heine der Politiker hinter dem Künstler verschwindet, verschwindet auch der Liberale oder gar Radikale hinter dem Aristokraten. Dieses Gemisch einander widersprechender Anschauungen, das unkünstlerischen Naturen ein ewiges Geheimnis bleiben wird, scheint mir von Georg Brandes nicht übel formuliert zu sein²⁴⁴), dem ich darum für einen Augenblick das Wort gebe:

„Heine“, sagt Brandes, „war zu gleicher Zeit ein großer Freiheitsanbeter und ein ausgeprägter Aristokrat. Er hatte die ganze Freiheitsliebe einer nach Freiheit dürstenden Natur, er schmachtete nach Freiheit, er entbehrte und liebte sie von ganzer Seele, aber er besaß auch die Vorliebe der großen Natur für menschliche Größe und das rein nervöse Grauen der feinen Natur vor allem Mittelmäßigkeitsregiment. . . . Sein Blut war aristokratisch, er wollte das Genie als Führer und Herrscher anerkannt sehen. Er klatscht Beifall, wenn

er in seinem historischen Rückwärtsschauen oder Zukunftstraum einen erbärmlichen König oder Kaiser guillotiniert werden sieht. Aber er will Cäsar geben, was Cäsars ist. Apodote ta kaisaros kaisari ist sicher das Wort Jesu im neuen Testament, das am tiefsten in sein Gemüt gedrungen ist. — Er fürchtet einen Freiheitszustand nicht, gegen den alles, was man bisher von Freiheit auf der Erde gesehen hat, Kinderspiel wäre, aber er hält es für unmöglich, daß die Durchschnittsideale der Philisterbildung Freiheit in ihrem Schoß tragen. Er verabscheut die Mittelmäßigkeit, auch die liberale, auch die republikanische, als den Feind der großen Persönlichkeit und der großen Freiheit.“

An diese Stelle mag auch Louis P. Beß gedacht haben, als er in seiner trefflichen Studie „Heine in Frankreich“²⁴⁵⁾ die Worte schrieb: „Wie bei den Romantikern²⁴⁶⁾, war es bei Heine nicht politische Überzeugung, auch nicht persönliche aristokratische Neigung, die ihn für den genialen Korsen schwärmen ließen, sondern der Hang zum Außergewöhnlichen, der Widerwille, den er gegen alle Mittelmäßigkeit, gegen die rohe Masse, gegen jedes farb- und schmucklose Dasein empfand. Flauberts legendäre Parole *haine du bourgeois* bedeutet im Grunde nichts anderes; auch bei ihm muß dies Wort vom künstlerischen Standpunkte, nicht etwa vom sozialpolitischen gedeutet werden.“

Kommt das nicht im Grunde auf dasselbe hinaus wie die Worte von Brandes? Ist eben dieser vornehme Widerwille gegen den Pöbel der „Viel-zu-Vielen“ nicht aristokratisch? Gewiß sind nur Ausnahmestaturen einer solchen Empfindungsweise fähig, aber immerhin ist sie doch nicht so ganz selten, wenn auch äußerst selten mit dem Genie eines Heine gepaart.

Wer längere Zeit die Welt beobachtet hat, wird wissen, daß sie sich sogar verhältnismäßig häufig bei politischen Freidenkern von bedeutender geistiger Veranlagung und einer gewissen Erziehung findet. Wie diese haßte Heine vor allem — *haine du bourgeois* — den von der eigenen Respektabilität überzeugten Bildungsphilister, auch das in seiner Zeit entstehende Industrieproletariat; wie Napoleon den gemeinen Mann unter seinen Soldaten, so liebte hinwiederum auch er, wenigstens mit einer Art an Liebe grenzenden Mitleids, das Volk, die Kleinen, die Armen. Jeder echte Humorist tut das, nehmen wir Sterne, Jean Paul, Dickens, Reuter, Wilhelm Raabe. Aber das Volk durfte nicht nach Brantwein riechen, nicht wie der Schneider Weilling an dem Bein scheuern, das die Kette der Gefangenschaft

wund gerieben hatte. Dann schauderte Heine, und er wandte sich ab. Nicht der Mensch — er ist sein ganzes Leben lang auch gegen diese armen Leute wohlthätig gewesen — aber der Dichter. Dieser Aristokratismus im Bunde mit der größeren Weite und Höhe seiner Welt- und Lebensauffassung stellt den Poeten in scharfen Gegensatz zu Leuten wie Jakob Venedey und zu allem, was sich um Börne gruppierte, einen Gegensatz, der um so tiefer und unüberbrückbarer war, als er im letzten Grunde auf wechselseitigem Nichtverstehenkönnen beruhte; wenigstens wurde Heine von jenen andern nie verstanden. Umgekehrt aber gibt er einen neuen Schlüssel zu des Dichters Vorliebe für Napoleon: das war auch ein Unglücklicher, auch ein Gefangener, aber ein Held, dessen Ketten und Käfig man bedauern konnte, ohne bei ihrem Anblick physischen Ekel zu empfinden; denn die kleine Misere der Gefangenschaft verschwand hinter dem Glorienschein, der den Imperator umstrahlte. Das war keine Existenz aus der Sperlingsgasse des Lebens, sondern selbst im schwülen Kerker von St. Helena noch ein gefangener Löwe und einer, der nicht wie ein gemeines Raubtier brüllte, sondern noch zum Henker Hudson Lowe mit dem Pathos Corneillescher Feldherrn und Könige sprach. Von Börne und seinen Geistesverwandten führt, wie gesagt, der Vergleich weit fort; aber vielleicht ist es erlaubt, den Napoleonverehrer Heine mit der aristokratischen Persönlichkeit Byrons zusammenzustellen.

Heine hat sich, wie ich schon früher erwähnte, in der zuletzt besprochenen Zeit mit seinem englischen Kollegen besonders viel beschäftigt, und er hat sich — gelegentliche Scherz- und Witzworte sind auch in dieser Sache keine Gegenzeugen — dem großen Briten gegenüber als ein Geistes- und Schicksalsverwandter gefühlt. Durch beider Seele ging der „große Weltriß“, und beide waren sie, wie einst ihr Bruder in Spott und Skepsis, Voltaire, Apostel der Zukunft und unerschrockene Kämpfer gegen die politische, religiöse und gesellschaftliche Heuchelei und Beschränktheit ihrer Zeit. Die Wichtigkeit, die Lord Byron für Heine hatte, zeigt die häufige Erwähnung seines Namens in den Schriften des deutschen Humoristen, gerade in den Schriften der jüngeren Jahre. Als Student erwartete er mit Ungeduld die Memoiren des englischen Dichters, und er freut sich, daß dieser im „Childe Harold“ über den servilen Poeten der heiligen Allianz, den gekrönten Laureaten der Mittelmäßigkeit — Ehren-Southey war sein Name — die „vergiftete Geißel schwingt“²⁴⁷). In der „Harzreise“ unterhält er sich in dem launigen Gespräche mit

den beiden Damen auf dem Brocken über Byrons „Gottlosigkeit“²⁴⁸); auch in den Bädern von Lucca hört man dessen Namen von dem köstlichen Marchese Gumpelino nennen²⁴⁹). Immer geschieht es so, daß der deutsche Kollege von der Dichterkunft, unbemerkt vom Hörer, die Philister aushöhnt, die sich über die Blasphemieen und die Weltzerrissenheit des gottvergeffenen Briten schier entsetzen.

Aber auch in ernsteren Stunden kommt ihm dieser in die Gedanken, und wenn auch der noch „lebensfreudige“ Zwanziger von der tiefen Traurigkeit des etwas älteren und in seinem Denken schon viel weiter fortgeschrittenen Mannes öfters unangenehm berührt wird²⁵⁰), so ist es doch keine konventionelle, sondern eine aus dem Herzen kommende Teilnahme, die der rheinische Dichter bei Byrons Tode an den Tag legen wird.

Als die „siebenunddreißig Trauerschüsse“ von Missolonghi her über die Adria donnerten, erschütternde Kunde bringend, wie drei Jahre vorher der Todesbote von St. Helena gebracht, da ließ Heine, der damals wieder in dem Philisterneß Göttingen steckte, seinem Schmerz und zugleich seinem Verwandtschaftsgefühl mit dem Abkömmling des Wikingerstammes der Burun die sicher ernst gemeinten Worte: „Der Todesfall Byrons hat mich . . . sehr bewegt. Es war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben. . . . Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem unsrigen verschieden ist. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen, wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden“²⁵¹).

In dieser Stimmung dichtet er die schönen, feierlichen Strophen:

Eine starke, schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin u. s. w.²⁵²).

Die vorausgegangene intensivere Beschäftigung mit dem englischen Rivalen, von der die Berliner Briefe berichten, muß nun Heine auch mit Byrons Ansichten über Napoleon bekannt gemacht haben, wenigstens, soweit sie sich in den Dichtungen, namentlich den früheren Dichtungen des titanenhaften Engländers abspiegeln. Sie decken sich nicht völlig mit dem, was Byron den verschwiegeneren Seiten seiner Briefe und Tagebücher anvertraute, in denen die rein persönliche Sympathie, die der Adler des Geistes für den Adler des Schlachtfeldes trotz allem, was beide trennte, empfand und empfinden mußte, gelegentlich stärker

durchbricht, schroffer den Prinzipien zuwider sich äußert als in den für die Öffentlichkeit bestimmten Werken.

Bei oberflächlicher Betrachtung bietet die Heinesche Auffassung Napoleons mit der Byronschen frappante Ähnlichkeiten. Beide Dichter sind, will man sie durchaus in eine politische Partei einschachteln, „Liberale“; von Byron hörten wir und von Heine werden wir es noch hören, daß sie den uns schon geläufigen Anschauungen des Liberalismus gemäß, in der Schlacht bei Waterloo keinen Sieg der „Freiheit“ sahen und sehen konnten.

⊙ blut'ges, höchst nutzloses Waterloo²⁵³),

sagte der Engländer, und weit stärker noch wird sich der deutsche Dichter über den letzten Schlachttag der napoleonischen Geschichte äußern.

Den Haß gegen Napoleons Feinde, der schon an und für sich eine Sympathie für jenen nahelegt, haben beide aufrichtig geteilt, Blücher, Wellington, Castlereagh, die Feldherrn und den Tory-Minister aus der Blütezeit der heiligen Allianz, haben sie mit gleicher Abneigung in ihren Werken behandelt. Auch die Feindschaft gegen Oesterreich und der Unwille darüber, daß der self-made man Napoleon Bonaparte in das alte Patrizierhaus der Habsburger hineingeheiratet, ist beiden Dichtern gemeinsam.

Einer seiner französischen Kritiker — ich weiß nicht mehr, ob Legras oder Barben d'Aurevilly — hat einmal Heine geradezu einen révolté genannt, einen Empörer gegen die bestehenden, nach seiner Ansicht nicht zu recht bestehenden Verhältnisse der Gesellschaft. Das war noch mehr Lord Byron. Nun mußte es beiden Freude machen, eine Art grimmiger Freude, den Mann zu feiern, der es wie kein anderer nicht allein versucht, sondern auch fertig gebracht hatte, diese Verhältnisse einmal recht gründlich auf den Kopf zu stellen, der nur „zu pfeifen brauchte“, um Roms Prälaten und das heilige deutsche Reich zum Tanzen zu bringen, der „in allen Hauptstädten der Welt die Wache geprügelt“, im europäischen Konzerthause „überall die Fenster eingeworfen“, „die Laternen zerschlagen“ und die Monarchen „wie Portiers behandelt hatte“. Solche Stellen Heines sind echt Byronisch, und es ließe sich ohne große Mühe eine Anzahl Parallelen aus den Werken des englischen Dichters herbeiholen, die mutatis mutandis dem Sinne nach ungefähr dasselbe sagen.

Und wenn solche, vielleicht noch mehr aus dem gemeinsamen Haß gegen Napoleons Feinde als aus Vorliebe für jenen entsprungene

Äußerungen als konstante Größen in beider Schriften auftreten, so sind die Dichter auch darin einander ähnlich, daß ihr Verhältnis zu dem in so eigenartigen Dithyramben Gefeierten nicht immer dasselbe bleibt, vielmehr ein ganz verschiedenes Aussehen gewinnt, je nachdem in der zeitweiligen Stimmung der beiden Autoren mehr der mit Cäsars Autokratie unzufriedene Freiheitsmensch oder der persönliche Bewunderer die Oberhand gewinnt.

Hier aber öffnet sich neben der Übereinstimmung die tiefe Kluft eines scharfen Kontrastes. Weit mehr wird bei Heine, vollends in dem ersten Abschnitt seiner schriftstellerischen Laufbahn, die persönliche Sympathie über den liberalen Standpunkt und die Forderungen triumphieren, die dieser hätte stellen sollen, freilich Forderungen, denen, wie wir wissen, auch andere Liberale damaliger Zeiten in ihrem Denken und Handeln keineswegs nachkamen. Seine weichere, biegsamere, freilich auch liebenswürdigere Natur zeigt sich hier gegenüber der größeren, mannhafteren Lord Byrons, und Heine hat darum ganz recht, wenn er an einer Stelle in der „Nordsee“ von sich sagt, daß er „kein Nachbeter oder Nachfrevler Byrons“ sei²⁵⁴). Heines Bewunderung für den Helden, die so oft seinen sonstigen Ansichten widerspricht, hat im Gegensatz zu jenem etwas Weibliches; ein in dieser Hinsicht ausgesprochenes Tadelswort von Brandes scheint mir nur im Ausdruck etwas zu strenge zu sein²⁵⁵).

Für eine so bereitwillige Hingabe der Neigung war Lord Byron nicht zu haben, der rückgratstarke Ichmensch, der glühende Revolutions- und Freiheitschwärmer, der den Krieg als das größte Übel der Menschheit verabscheute und ihn nur anerkennt, wenn er, wie von Washington oder Leonidas, um das kostbare Gut der Freiheit selber geführt wird. Wie sein Sardanapal es verschmäht, den Ruhm des Schlachtfeldes um das Blut von Tausenden zu erwerben, wie den Dichter des „Don Juan“ die rohe Menschenschlächtereier der Türkenkriege mit Ekel erfüllt, so kann er auch Napoleon, den „Zwingherrn“ der ersten Gesänge des „Childe Harold“, in seiner politischen und militärischen Tätigkeit als Hekatombenopferer und Universalmonarchen eigentlich nur verurteilen. Selbst an den Stellen der Byronschen Dichtungen, wo das rein persönliche Mitgefühl mit dem Unglück des gewaltigen Mannes am lebhaftesten sich äußert — in den angeblich aus dem Französischen übersetzten Oden des Jahres 1815, an der berühmten Waterlooostelle des „Childe Harold“ (III, 17 ff.), in den Schilderungen des „bronzenen Zeitalters“ — selbst da

widersezt sich der Gedanke an den Mörder der Freiheit, der „nur“ ein König geworden, dem Ausdruck reiner Sympathie:

Ach, daß auch er den Rubikon betrat,
Den Rubikon erwachter Menschenrechte,
Genoß des Königsöbels und der Knechte²⁵⁶!

Zeigt Byron in diesem Punkt eine nähere Verwandtschaft mit Börne als mit Heine, so hat sein Verhältnis zu dem Korsen noch eine andere Seite, die ihn von diesem letzteren ganz und gar unterscheidet. Ich habe schon in meiner Schrift „Napoleons Tod“ eine längere Ausführung hierüber gegeben²⁵⁷) und glaube daher, mich hier kurz fassen zu dürfen. Byron, selbst ein himmelansturmender Titan wie Bonaparte, ein Ichmensch großen Kalibers, empfindet so etwas wie Neid gegen den welterschütternden Korsen.

Ruh' aber für ein starkes Herz ist Hölle,
Das war dein Glück²⁵⁸).

Dieses Entschuldigungswort für Napoleons Taten im „Childe Harold“ findet auch auf dessen Dichter seine Anwendung. Und nicht allein auf dem rein geistigen Gebiete. Am 23. November 1813, mitten unter den auf- und abwogenden Kämpfen um die napoleonische Herrschaft, schreibt Byron in sein Tagebuch: „Ich werde niemals etwas oder vielmehr immer nichts sein. Das Beste, was ich erhoffen kann, ist, daß einer sagen wird: er könnte vielleicht, wenn er wollte“²⁵⁹).

Da haben wir's. Daß er nur schreiben, nicht handeln konnte, das war der Kummer des Titanen Byron, der ihn neben seiner Freiheitsbegeisterung in die Reihen der italienischen Verschwörer und der griechischen Unabhängigkeitskämpfer getrieben hat. Er neidete dem „Übermenschen“ Bonaparte seine Erfolge, er, der bei seinem ganzen Naturell in dessen Lage am Ende gar nicht einmal wesentlich verschieden von jenem gehandelt haben würde. Wie ganz anders Heine! „Was will Frau von Varnhagen von mir?“ schreibt er 1828 an deren Gatten²⁶⁰). „Ich bin kein Napoleon. Ich denke nicht einmal daran, Pankow zu erobern, viel weniger die Welt. Meine ganze Eroberungssucht beschränkt sich vielleicht auf zehn bis elf Herzen.“ Das ist so unbyronisch wie möglich.

Indem nun aber Byron von dem Helden in dessen Kampfe gegen die verachteten Vertreter der Legitimität das Allerhöchste erwartet, maßt er sich auch das Recht an, ihn in einem Tone kritisieren zu dürfen, etwa wie ein Theaterkritiker einen völlig hors

Soizhausen, Heine u. Napoleon.

lignen stehenden Schauspieler beurteilt. Wo Napoleon diesem Maximum der Anforderungen nicht ganz entspricht, wie z. B. bei seiner Abdankung, da wagt Byron, ihn in einer Weise zu tadeln, die an Deutlichkeit und Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt, aber doch so, daß dem aufmerksamen Leser nicht entgeht, wie der Urquell dieses Tadels aus der Tiefe der Bewunderung hervorspringt. Wer sich die Mühe nehmen will, die berühmte „Ode an Napoleon Buonaparte“ mit Stanze 36 ff. des III. Gesangs im „Childe Harold“ zu vergleichen, wird sich von der Richtigkeit meiner Beobachtung leicht überzeugen können. Auch dieser Auffassung des genialen Briten steht bei Heine nichts recht Verwandtes gegenüber.

So wird, wie oft und mit wie viel Recht auch sonst die Dichter zusammengestellt, Byronscher und Heinescher Weltschmerz miteinander verglichen werden, in unserer Sache doch Vorsicht geboten sein. Zumal da Heine zur Zeit seiner intensivsten Beschäftigung mit dem Engländer in einer Periode der unbedingten oder fast unbedingten Bewunderung seines Helden steht und die — Byron sehr geläufige — Vorstellung des „liberticiden“ Imperators bei dem deutschen Poeten erst später auftritt. In solchen späteren Äußerungen mögen Nachwirkungen der Lektüre Byrons vorliegen, die sich zur früheren Zeit eigentlich nur in der Behandlung der Gegner Napoleons durch den deutschen Dichter — in dieser allerdings unzweifelhaft — verraten.

Will man das Verhältnis Heines und Byrons zu dem in beider Werken so viel besprochenen Helden durch ein Bild versinnlichen, das zugleich noch Goethe einbegreift, so ließe sich etwa folgender Vergleich aufstellen: Auf einsam eisiger Höhe wandelte Bonaparte seinen Sternenspfad, und auf diesem Wege begegnete ihm Goethe, und die Riesen neigten voreinander ihre Häupter und schüttelten sich die Hände: sie erkannten sich als gleichwertig und gleich einsam. Ihnen gegenüber steht auf ragender Klippe Lord Byron. Er kann nicht zu jenen hinüber, denn der Felsgrat, der beide Stellen des Gebirges miteinander verbindet, ist zu schmal, und selbst der kühne Gemsjäger des Gedankens Lord Byron vermag ihn nicht zu übersteigen. So steht er abseits, in bewunderndem Grollen. Da kommt auf halber Berghöhe der geistreiche Jude geschritten. Der pilgert auch nicht mit der Menge im staubigen Tal, auf die er vornehm hinabschaut; den Helden Bonaparte auf seinem Sternenspfad kann er ebensowenig erreichen wie Byron. Aber er will es auch gar nicht; ihn berauscht der Anblick wie ein Märchentraum, er glaubt, ewige Augen, wie von Göttern, aus der Ferne herüberstrahlen zu sehen. Und wenn es ihn ja

einmal ärgern sollte, daß er nicht gleich dem Alpenüberwinder auf dem glitzernden Firnenfeld wandern darf, nun, so wird er sich über den Gargantua da oben ein bißchen mokieren, wie er sich über alle Welt zu mokieren pflegt, und wenn er so hoch hinaufreichen könnte, würde es ihm nicht darauf ankommen, ihn selbst hin und wieder an seinem Mantel zu zupfen. Denn er ist ein arger Spötter, dieser geistreiche Jude, nie um einen Wiß oder Einfall verlegen und ein „Kerl“, der nie einen solchen „für sich behalten kann“. Impressionist wie Lord Byron, ja, weit mehr noch als dieser, erreicht er nicht die Weite der Weltanschauung des Briten — l'œuvre de Byron, sagt Montégut²⁶¹), offre une façade autrement considérable que celle de Heine — ist dafür aber auch umgänglicher und lebenswürdiger als der „mürrische herzkrankte Engländer“. Das zeigt sich auch in seinem Umgang mit Bonaparte.

Es ist öfter von dem Impressionismus Heines die Rede gewesen. Die Tatsache darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Ich erkläre mich bereit, mit Richard M. Meyer seine Äußerungen, auch die über Napoleon, als lediglich „subjektive Momentsbekenntnisse“ aufzufassen²⁶²). Heine selbst hat, wie wir hörten, gelegentlich eine Art atomistischer Theorie über das Denken aufgestellt, nach welcher dieses in dem bloßen Aneinanderreihen von Einfällen bestehen soll. Freilich selbst nur ein Einfall, diese „Theorie“, und nicht allzu wörtlich zu nehmen. Auch einem andern Heinekritiker, dessen Anschauungen über den Dichter ich im übrigen nicht zu den meinigen machen kann, will ich soweit entgegenkommen, daß ich zugebe, diesem subjektivsten der Impressionismenschen sei es mit dem, was er sagt, nicht immer „tiefster Ernst“ gewesen²⁶³). Welcher Neurastheniker, welcher Hysteriker wäre denn immer au pied de la lettre zu nehmen? Man könnte das ganze Franzosenvolk als Gegenbeispiel setzen. Ein Neurastheniker und Hysteriker aber war unser Heine von Jugend an; schon der jung verstorbene Emile Hennequin hat gerade hieraus das Wechselnde in seinen Schriften erklärt, und neuerdings hat Max Kaufmann in der wertvollen Studie über „Heines Charakter“ die Frage in einer dem Standpunkt der modernen Wissenschaft entsprechenden Weise behandelt²⁶⁴). Ein Neurastheniker, eine moderne „Weltstadtseele“ kompliziertester Konstruktion, stark erblich belastet, namentlich von väterlicher Seite her, das alles ist unser Dichter gewesen. Die unaufhörlichen Stimmungswechsel des neurasthenischen Impressionisten aber erzeugen Widersprüche der grellsten Art, und wer mit Unfähigkeit, diese Geheimnisse des Nervenlebens zu begreifen

oder gar mit Voreingenommenheit an den Impressionismen herantritt, der wird mit seinem Urteil bald fertig sein, aber dieses selbst wird des wissenschaftlichen Wertes entbehren. Die ältere Heinekritik, die mit dieser Erkenntnis noch nicht rechnen konnte, weil ihr die Erkenntnis selber teilweise fehlte, darf die Entschuldigung mangelnden Wissens für sich in Anspruch nehmen; die heutige würde es nicht mehr können.

Für uns ist dieser Punkt von einiger Wichtigkeit, zumal für die späteren Kapitel der Betrachtung. Denn er wird uns, was ich vorausgreifend hier bemerke, den letzten Schlüssel in die Hand geben, der das Geheimnis mancher Widersprüche in den Auslassungen weniger des Dichters als des Publizisten Heine eröffnet.

Es liegt mir fern, die ganze Handlungsweise eines Mannes, wie man es jetzt so gern tut, mit Impressionabilität und Nervenschwäche zu entschuldigen. Heines Äußerungen über Napoleon sind wohl zu erklären, aber, wieviel man auch daran deuten und deuteln mag, nicht sämtlich zu rechtfertigen. Weder das Inkonsequente und Widerspruchsvolle derselben noch die über das Maß des Erlaubten hinausgehenden Ausfälle wider manche von Napoleons Gegnern.

Auch der Neurastheniker, auch der Impressionist können und müssen erzogen werden. Eine gewisse Konsequenz der Erziehung aber hat in Heines Leben gefehlt. Schon Jules Legras hat in der Einleitung zu seinem schönen Buche über den Dichter so etwas angedeutet. Von früh auf trat dieser in eine Welt der Kontraste, Kontraste zwischen der Heimat und der fremdländischen Okkupation, Kontraste zwischen der jüdischen Familie und der Erziehung in einem jesuitisch angehauchten Gymnasium, Kontraste zwischen Neigung und Bestimmung: der geborene Lyriker wird zu einer Stellung im Staatsdienst ausersehen, dann soll er zum Kaufmann gepreßt werden, und als er endlich auf die Universität kommt, wird ihm die Trockenfütterung des Corpus iuris vorgezekt. Diese Kontraste ziehen sich auch weiter durch sein Leben. Man braucht nur an das Verhältnis des hochbegabten armen Verwandten zu dem Hause der Hamburger Millionärsfamilie zu denken. Überall Widersprüche auf Widersprüche!

So wurde er selber ein wandelnder Widerspruch. Und hierbei ist noch eins zu beachten. Der Hysteriker, der Impressionist, zeigt besonders die Eigentümlichkeit, daß er infolge seiner Überempfindlichkeit leicht in sentimentale Stimmungen gerät, diese dann im nächsten Augenblicke selbst verspottet, ein Stimmungswechsel, den man auch bei nervösen Nationen, neben des Dichters Stammesgenossen in charakteristi-

scher Prägung wieder bei den Franzosen beobachten kann. Während nun aber der einfachere und minder gebildete Impressionist seine ewig wechselnden Einfälle naiv produziert und äußert, wird der höher veranlagte und gebildete, wird erst recht der Künstler eigentlicher Stimmungsvirtuose, der seine Stimmungen präpariert²⁶⁵, sich sozusagen in eine gewisse Stimmungsatmosphäre hineinzuphantazieren versteht. Auch das gilt namentlich wieder von dem späteren Heine, gilt für unsern Fall besonders von der „Lutetia“.

Und nun ist hinwiederum auch nicht alles aus dem Impressionismus zu erklären. Es waren „subjektive Momentsbekenntnisse“, was der Dichter über Napoleon produzierte, nun wohl; aber warum trat in diesen Momenten eben Napoleon als Herrscher im Reiche seiner Gedanken vor die Seele des Poeten, während andere andere Helden hatten, z. B. der „Porzellanmaler“ Varnhagen sich vom alten Blücher zu einem dicken Buche begeistern ließ? Und warum zeigen Heines Äußerungen über seinen großen Zeitgenossen in bestimmten Perioden trotz der Widersprüche im einzelnen doch immerhin vorwiegend ähnliche Stimmungsbilder, die einen Familientypus tragen, während sie von den zu einer andern Zeit produzierten nicht unwesentlich abweichen? Weshalb ist Heine von den Anempfindeleien seiner schnell verfliegenden „altdeutschen“ Periode so bald zurückgekommen, und warum ist sein „Deutschland“ eine nur den Literaturgelehrten bekannte poetische Reliquie, ein ungehobeltes, unbehülfliches Schrein neben den Meisterstücken der „Grenadiere“ und des „Buches Le Grand“?

Doch wozu alle diese „weshalb?“ und „warum?“. Es leuchtet ein, daß neben den im Subjekt liegenden auch objektive Faktoren von schwerwiegender Bedeutung vorhanden gewesen sind, welche des Dichters Stimmungen in dieser Stärke auf diesen Mann gelenkt haben. Als passionierter Milieuzeichner habe ich in ihrer Darlegung des Guten vielleicht eher zu viel als zu wenig getan. Embarras de richesse, den ich nicht sonderlich bedauere.

Dagegen würde ich es beklagen, wenn der Leser nach allem, was hier bisher gesagt wurde, nicht die Einsicht gewonnen hätte, daß und warum wir an der Schwelle eines Zeitabschnitts in Heines Leben angelangt sind, der die dem folgenden Kapitel gesetzte Aufschrift rechtfertigt.

